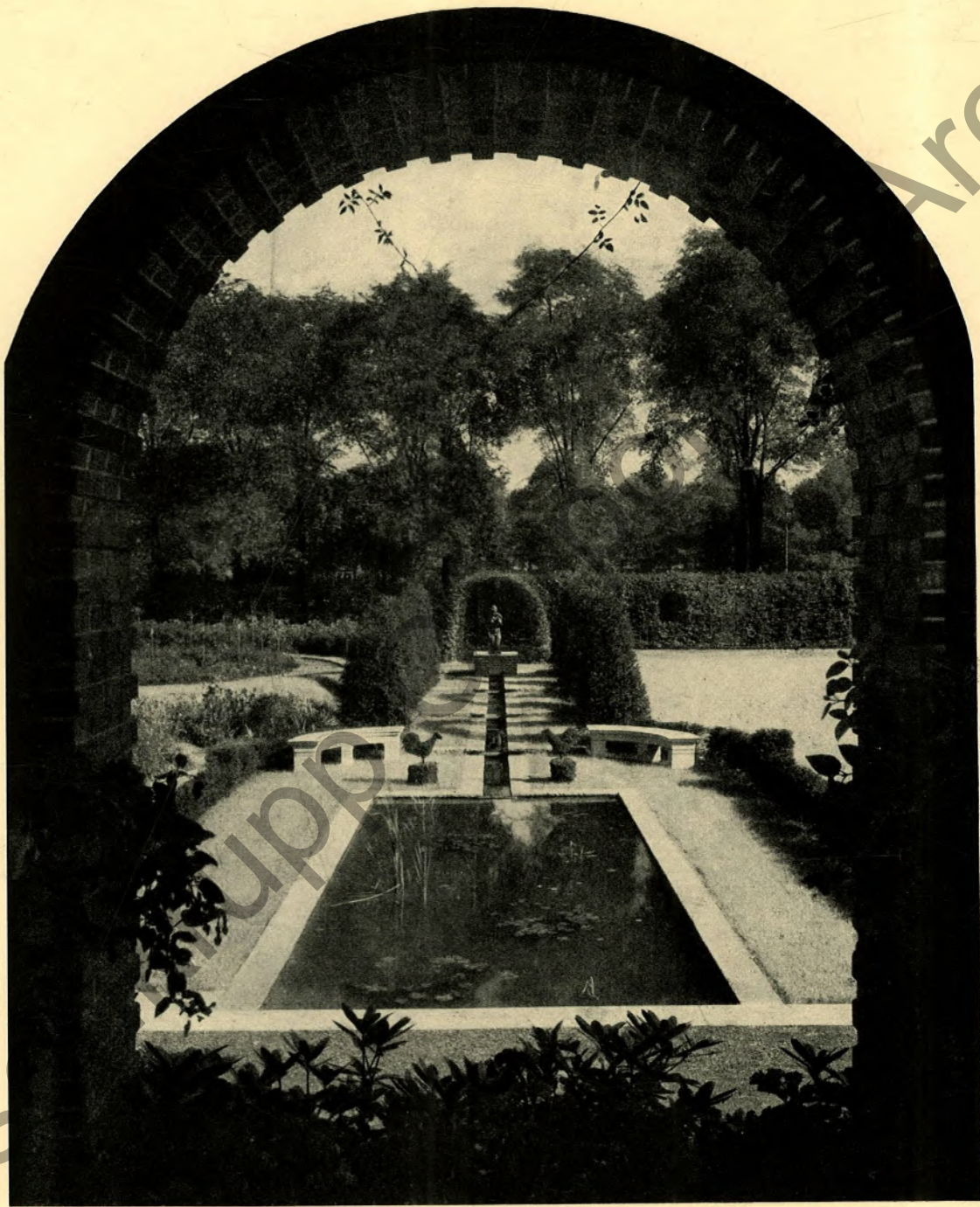


Das Werk



Landhausgarten.

Architekt: Oswald Woelke.

(Vergleiche den Aufsatz „Deutsche Gartenkultur“.)

Monatsschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XIV. Jahrg.

Düsseldorf



März 1934

Heft 3

Das Werk

Monatsschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“
XIV. Jahrg. Düsseldorf, März 1934 Heft 3

Jung sein heißt....

Jung sein heißt, den Tag angreifen und zwingen. Alt sein heißt, sich vom Tag angreifen und zwingen lassen. Das beginnt morgens beim Aufstehen und geht so von einem Beginn durch den andern hindurch; es gibt der Arbeit, der Ruhe, der Geselligkeit ihren Stempel, ihre Frische oder ihr Unbehagen.

Wolfgang Stammer.



Holbeins Frau.

Gemälde
von Hans Holbein d. J.
Öffentliche Kunstsammlung
Basel.

Hans Holbein und der Stahlhof zu London.

Von W. Kresting.

Da, wo der Rhein sich anschickt, aus den Bergen und Burgen ins Niederland einzutreten, unterhalb des Drachensfelsens, hatten sie noch einige Stückfässer edlen Weines geladen. Nun ging es mit den Wellen des Stromes in schneller Fahrt dem Ziele Antwerpen zu. Dem einzigen Fahrgast aber, dem Maler Hans Holbein aus Basel, ging die Fahrt nicht schnell genug, da Geschäfte den Schiffer nötigten, noch in Köln und Duisburg anzulegen. Holbein war auf der Reise nach England. Schon zum zweiten Male. Aber diesmal hatte man ihn gerufen, und es winkte reiche Arbeit. Darauf brannte er vor Ungeduld.

Vor sechs Jahren, im Spätsommer 1526 — Holbein war damals 29 Jahre alt —, war er auch froher Hoffnung voll von Basel abgefahren. Wie sie nun den Niederrhein hinabfuhren,

hatte er Müße, daran zurückzudenken. Er hatte damals gerade den „Totentanz“ vollendet, einige vierzig kleine Strichzeichnungen, die Nacht des Todes in erschütternder Weise zur Darstellung bringend. Da hat er ihn geschildert, den Tod, in mannigfachster Gestalt, wie er weder hoch noch niedrig und keinen Stand verschont. Sein Freund Hans Lützelburger, der die Bildchen so unvergleichlich schön in Holz geschnitten hat, war darüber gestorben. Erasmus meinte damals, der Tod habe es nicht mit ansehen können, so lebendig dargestellt zu werden, daß er nicht mehr als Tod gefürchtet würde. Holbein freute sich im Gedenken seines hohen Gönners, des weltberühmten Gelehrten Erasmus von Rotterdam, mit dem er damals noch im Haus „Zur alten Treue“ droben am Nadelberg in Basel viel zusammengesseßen. Erasmus übersehte



Selbstbildnis.

Gemälde
von Hans Holbein.
Öffentliche Kunstsammlung
Basel.

das Neue Testament ins Lateinische, und Holbein fertigte Zeichnungen dazu. Auch malte er ihn, wie er ihn oft gesehen, arbeitend am Schreibpult stehend.

Ja, damals war der Abschied froher gewesen als diesmal. Da hatte Erasmus ihn zum Schiff begleitet und beider Freund, der junge Gelehrte Bonifatius Amerbach. Sogar der ehemalige Bürgermeister Jakob Meyer zum Hasen hatte es sich nicht nehmen lassen, dem Hans Holbein ein Lebewohl zu sagen. Wohl zum Dank für das treffliche Bild, das er ihm gerade vollendet hatte. Da hatte Meister Hans freilich sein Bestes gegeben, an diesem Altarbild, auf dem die Familie Meyer sich anbetend um die hoheitsvolle, doch wunderliebliche Mutter Gottes versammelt. Inzwischen war vieles anders geworden in Basel. Die Kämpfe der Reformation hatten die Bürgerschaft der guten Freien Stadt arg durcheinandergewürfelt, und seine Freunde hatten Basel verlassen müssen. Die Wissenschaften waren nun verwaist, es froren die Künste. Da wurde ihm der Abschied leicht, als man ihn mit guten Ausichten zurück nach England rief. Er wäre ja überhaupt so bald nicht heimgekehrt von seiner ersten Reise, wenn nicht der Rat der Stadt die Vollendung der Malereien im Rathaus von ihm gefordert hätte.

Wie das Schifflein so dahinfährt in der letzten Sommer- sonne, zwischen den schon goldig leuchtenden Weiden an den

Ufern des Niederrheins, wandern seine Gedanken schon voraus nach England, und dem Abschied von Basel gilt nur noch ein flüchtiges Gedenken. Frau Elisabeth war diesmal nur am Ufer zurückgeblieben, ihren Sohn Philipp an der Hand und die kleine Katharina auf dem Arm. Traurig hatte sie dem entschwindenden Schifflein nachgeschaut und dem rastlosen Manne, den sie nicht in der Enge halten durfte. Ob sie es wohl ahnte, daß sie ihn nun für immer verloren hatte?

In Antwerpen nahmen sie noch Tuche und Leinwand aus Flandern auf und etliche Kaufleute, die zurück nach England wollten, dann setzten sie Segel nach Calais. Von dort trug sie günstiger Wind in sechs Stunden nach Dover. Zu Pferde ging es dann bis Gravesend an der Themsemündung; dort lag ein Boot bereit, das die Themse aufwärts nach London fuhr. Von weitem schon grüßte die mächtige London-Bridge, die sich in zwanzig Bögen über den Fluß hinüberschlug. Häuserreihen mit Geschäften zogen sich auf beiden Seiten der steinernen Brücke entlang, nur eine schmale Durchfahrt freilassend. Mit Grausen erfüllte es unseren Maler, als er auf dem Turm inmitten der Brücke die Häupter von dreißig bis vierzig Enthaupteten gewahrte. Das war fürwahr für einen deutschen Künstler kein freundlicher Empfang! Mitreisende erzählten ihm, daß es die Häupter von Adelligen seien, die der König Heinrich VIII. habe hinrichten lassen. Von ihnen



Erasmus
von
Rotterdam.

Kunstsammlung
Basel.

Lichtbild: Hoflinger.

erfuhr er auch, daß sein alter Gönner und Freund des Erasmus, Thomas More, von seinem Amte als Lord-Kanzler zurückgetreten sei. Darnach, bei seinem ersten Aufenthalt in England, war Holbein häufig stromaufwärts gefahren zu dem Dorfe Chelsea, um More in seinem Landhause zu besuchen. Er war ja nicht fremd in der Gedankenwelt dieses bedeutenden Mannes, hatte schon in Basel sein Werk „Utopia“ kennengelernt, als er den Einband für die deutsche Übersetzung zeichnete. Er malte ihn damals in seinem Landhause zu Chelsea als den feinsinnigen Gelehrten, wie er ihn aus seinen Werken und Gesprächen kannte. Von seinen Fahrtgenossen hörte er nun, daß More in Ungnade gefallen sei, weil er als katholisch streng und rechtlich denkender Mann den Plänen des Königs, der Scheidung von seiner Gemahlin Katharina von Aragonien und Ehelichung der Hofdame Anna Boleyn, nicht zustimmen konnte. Es war ein böser Schlag für Hans Holbein,

daß er sich auf den ehemals so mächtigen Thomas More nicht mehr stützen konnte. Aber er blieb dennoch guten Mutes. Die deutschen Kaufleute im Stahlfhof hatten ihn ja gerufen, ihre Gildehalle auszumalen.

Da kamen zu rechter Hand die Werften und Anlegestellen in Sicht. Viele Schiffe lagen dort, die ihre Ladung löschten, Leinwand aus Flandern und Wein vom Rhein, um dafür Wolle und Rindshäute, auch Eisenwaren einzunehmen. Dahinter breiteten sich die Anlagen des Stahlfhofes aus, Speicher, Packhäuser und Geschäftslokale in langen Reihen, daneben die Wohnungen der Kaufleute, und als Mittelpunkt die große Halle, in der sich die Gilde versammelte zu ernster Beratung und zu festlichen Gelagen.

Starke Ringmauern sorgten für Schutz, denn die deutschen Kaufleute waren nicht ohne Feinde. Sie konnten sich zwar auf alte Rechte berufen, aber diese wurden immer stärker an-

Die
Madonna
des
Bürgermeisters
Meyer.
Altarbild.

Schloßmuseum Darmstadt.
Lichtbild: v. d. Smitten.



gegriffen. Schon ums Jahr 1030 sicherte der Sachsenkönig
Heinrichs II. den „Leuten aus den Landen des Kaisers“ die-
selben Handelsrechte zu wie den Einheimischen, wofür zu
Weihnachten und Ostern Abgaben an Waren entrichtet werden
mußten. Die Kölner waren die ersten, die sich in London fest-
setzten, sie hatten schon seit dem zwölften Jahrhundert die
deutsche Gildehalle im Besitz. Im Jahre 1260 erließ dann
Heinrich III. einen Freibrief für alle Deutschen, insbesondere

für die Hansestädte Bremen, Hamburg, Lübeck, Rostock,
Wismar, Stralsund und Greifswald. Als dann aber auch die
englischen Kaufleute kühn wurden, wollten die Mer-
chant-aventurer (die waghenden Kaufleute) in den deutschen
Städten der Ostsee, in Preußen und Livland, zugelassen
werden. Die Hanse erlaubte es nicht, und so wurde die Feind-
schaft gegen die Herren vom Stuhlhof immer größer. Es kam
hinzu, daß die lustigen Rheinländer sich oft über die vorge-



Der
Kaufmann
im
Stahlhof
zu London
Georg
Giese
aus
Danzig.
Gemäldegalerie
Berlin.

schriebene klösterliche Zucht hinwegsetzten, was den Londoner Tuchmachern und Krämern ärgerlich war. Das hatte dann unter Heinrich VII. schon einmal zur Erstürmung und Plünderung des Stahlhofes geführt.

Als das Schifflein mit Hans Holbein unter dem hohen Hebefran anlegte, standen zum Willkomm drei Freunde am Kai, denen er seine bevorstehende Ankunft gemeldet hatte. Das war der Goldschmied Hans von Antwerpen, der Kaufmann Ulrich Thynger vom Stahlhof und Anthony Seecher, der Waffenschmied des Königs. Sie umarmten und küßten ihn, verteilten das geringe Gepäck und zogen zusammen durch das Allerheiligengäßchen zur Thamesstreet hinauf.

Da lag in der imposanten Front des Stahlhofes das Rheinische Weinhaus, wo die vier Freunde von dem Wirt Paul van der Velde, einem Kölner, herzlich begrüßt wurden. Bald stand vor jedem ein Kögel Rheinwein, und unser ausgehungert

Maler labte sich an des Hauses Spezialität: geräucherte Ochsenzunge. Über den gegenseitigen Berichten brach schnell die Dämmerung herein, und Hans von Antwerpen, bei dem Holbein wohnen sollte, drängte zum Aufbruch. Sie verabschiedeten sich von den Freunden und gingen an der langen Front des Stahlhofes entlang die Thamesstreet hinunter, wo in der Ferne aus dem einbrechenden Abend der unvollendete Turm der gotischen St.-Pauls-Kathedrale aufragte. Sie bogen in die Goldschmiedsgasse ein, den Heim des Freundes zu. Es war ein kleines Holzhäuschen wie die anderen, in denen viele deutsche Goldschmiede wohnten.

Am nächsten Nachmittag schon in die Halle in der Halle des Stahlhofes versammelt, um den berühmten Landsmann zu begrüßen und seine Pläne einzusehen für den Auftrag, der Holbein nun zum zweiten Male nach England geführt hat: die Ausmalung des großen Saales. Da sitzt neben seinem jünge-

Der
Kaufmann
im Stahlhof
zu London
Hillebrand
Wedigh
aus Köln.
Gemäldegalerie Berlin.



ren Bruder der Aldermann und Vorstand des Stahlhofes, Hermann Hillebrandt Wedigh aus Köln. Ein vollbärtiges, fluges Gesicht unter dem schwarzen Samtbarett, das rechte Auge voll auf die Versammlung gerichtet, das linke ein wenig zugekniffen, vorsichtige Zurückhaltung und ruhige Überlegung verratend. Derich Born, der junge fröhliche Rheinländer, zeichnet sich wie damals schon durch seine gewählte Kleidung aus; er trägt ein Überkleid von schwarzem Atlas und eine Halskrause mit feinsten spanischer Stickerei. Dirk Tybis aus Duisburg, Arnold von Grevinge, Thedmar aus Bremen, Lütke Büding aus Hamburg, sie alle grüßen freundlich den zurückgekehrten Landsmann.

An der einen Schmalseite des Saales, dem Stuhl des Aldermanns gegenüber, füllt die Mitte der Wand ein prächtiger hoher Kamin, und die Langseite, dem Eingang gegenüber, ist

mit großen Glasfenstern durchbrochen, die der doppeltköpfige deutsche Reichsadler ziert. Rund um die Wände des Saales aber zieht sich ein Gesims, von dem zinnerne und silberne Humpen und anderes Geschirr in mildem Glanz herunterblincken. Die beiden anderen Wände nun soll Hans Holbein oberhalb des Gesimses mit Gemälden schmücken. Es ergibt sich von selbst eine friesartige Lösung, und der Maler denkt sich die Ausführung grau in grau auf blauem Grund. Über die Darstellung selbst hat man sich schon früher geeinigt; der Künstler legt nun seine Pläne vor. Über dem Portal des Stahlhofes draußen steht zu lesen: „Gold ist der Vater der Lust und des Kammersohn; wem es fehlt, der trauert, wer es hat, dem bangt.“ Dieser Spruch hat Holbein die Anregung gegeben, in seinen Gemälden den Triumph des Reichthums und den Triumph der Armut zur Darstellung zu bringen. Für



Heinrich VIII.,
König von England.

Zeichnung
von Hans Holbein d. J.

Graphische Sammlung
München.

das erstere Bild, das für die Langseite bestimmt ist, legt er eine genaue Ausarbeitung vor, für das andere Bild vorerst eine flüchtige Skizze.

Die Entwürfe fanden ungeteilten Beifall. Es wurde beschlossen, daß der Maler während der Ausführung des Auftrages im Stahlfhof wohnen sollte, und man wies ihm eine der vielen Wohnzellen an. Alle im Stahlfhof selbst wohnenden Meister und Gefellen waren unbeweibt und bewohnten nur ein kleines Zimmer. Denn obwohl jeder Kaufmann am Stahlfhof selbständig seinen Geschäften nachging, lebte man in klösterlicher Gemeinschaft und Zucht. Jeder Meister hatte auf seiner Kammer Helm, Harnisch und Waffen; denn es war ihre Pflicht, das nach Norden führende Stadttor „Bishopsgate“, ein bedeutendes Werk der Baukunst, im Falle eines Angriffs zu schützen und es im Frieden zu erhalten.

Holbeins Zellennachbar, mit dem ihn bald herzliche Freundschaft verband, war Georg Gise aus Danzig. Im selben Jahre noch hat unser Maler den damals vierunddreißigjährigen Kaufmann, der das väterliche reiche Handelshaus hier in London vertrat, gemalt. Wir sehen ihn auf dem Bilde in prächtiger Kleidung vor den vielfältigen Gebrauchsgegenständen des Kaufmanns stehen: Tintenfaß, Geldkassette, Siegel, Briefwaage, Briefpapier, Verschlussstreifen usw. Aus einem feinen venezianischen Glas leuchten einige Nelken. Sie sollen uns vielleicht andeuten, daß Georg Gise verliebt ist. Eine Nelke soll nämlich tragen, „wer sich ein Lieb auserwählt, das ihm lustlich und herziglich ist, und wenn sie beide ein Gemüthe haben“.

Noch während Holbein im Stahlfhof wohnte, wo er nach Vollendung der Wandmalereien manchen der reichen deutschen Kaufleute, darunter auch den Aldermann, malte, erlebte er

einen großen Schmerz. König Heinrich VIII. ließ den ehemaligen Lord-Kanzler, Holbeins väterlichen Freund Thomas More, am 6. Juli 1535 hinrichten.

Es war nun so, als wenn der König mit Thomas More sein warnendes Gewissen beseitigt hätte. Immer stärker glitt er hinein in ungebändigte Sinnlichkeit und brutale Ausnutzung seiner unbefchränkten Macht. Seine Gemahlin Anna Boleyn ließ er hinrichten und heiratete am nächsten Tage die junge Jane Seymour. Holbein hat sie gemalt, die „bescheidenste, schönste und sanfteste der Königinnen“, deren Wahlspruch war: „Zum Gehorchen und Dienen verbunden.“ Jane Seymour starb schon im Jahre darauf, als sie einem Thronfolger, Edward, Prinz von Wales, das Leben gab. In dieser Zeit wird Holbein „der Maler des Königs“ genannt. Er steht in einem festen Jahresgehalt und wohnt am Hofe. Zahlreich sind die Bildnisse, die er in den nächsten Jahren von den Großen am Thron malt, aber umfangreich ist auch seine Tätigkeit für den König im Entwerfen von Schmuck und Prunkgerät und für Ausstattung der rauschenden Feste am Hofe; denn Heinrich feierte zum sechsten Male Hochzeit, nachdem er seine fünfte Gemahlin, Katharina Howard, hatte enthaupten lassen.

Hans Holbein starb im Herbst des Jahres 1543 in London an der Pest; er war also erst 45 Jahre alt. Die beste Schaffenszeit seines Lebens hat er, einer der größten Bildnismaler aller Zeiten, in der Fremde zugebracht, aber er hat dort gezeugt von dem hohen Können und dem wagemutigen Schaffensdrang der „Osterlinge“, die von Osten, „aus den Landen des Kaisers“, kamen. Die englische Münze „Sterling“ erinnert heute noch daran, was die Osterlinge einst in der Wirtschaft und für die Kultur Englands bedeuteten.



Jane Seymour, Königin von England.

Gemälde von Hans Holbein d. J.

Cromwell.

Neun Ausschnitte aus
einem Roman
von
Mirko Jelusich.

Das
Parlamentsgebäude
in London.

Lichtbild: E. D. Hoppé.



Trotz scheinbarer Verschiedenheit weist die Entwicklung der europäischen Staaten im 17. Jahrhundert doch auch unverkennbare Ähnlichkeiten auf. In den meisten Ländern kämpften die Stände, die Vorläufer der modernen Parlamente, um ihre Existenz. Während aber auf dem Kontinent zumeist der Absolutismus den Sieg davontrug, endete die Auseinandersetzung in England mit einem Erfolg des Parlaments.

Dies Ergebnis wäre freilich ohne Oliver Cromwell unmöglich gewesen. Cromwell war der typische Repräsentant jener Klasse von Engländern, die er später leiten sollte: ein mittelbegüterter Landedelmann, halb Junker, halb Bürger, derb, unabhängig, konservativ, den Grundsätzen bürgerlicher Freiheit und protestantischen Glaubens ergeben.

Im Jahre 1628 entsandte ihn die Stadt Huntingdon in das Unterhaus. Von 1629 regierte der König elf Jahre lang ohne Parlament. Aber bei den Wahlen zum „Kurzen Parlament“ von 1640 wurde Cromwell wiedergewählt und ebenso für das „Lange Parlament“, das seine Sitzungen am 3. November 1640 begann. Hier bot sich Cromwell die Gelegenheit, die Charakterzüge zu entfalten, die seine ganze Art kennzeichnen: gesunden Menschenverstand und eisernen Willen. Cromwell trat für die Beschlüsse des „Langen Parlaments“ ein, die darauf abzielten, die Autorität des Königs zugunsten des Unterhauses zu beschränken. Als im Sommer 1642 der Bürgerkrieg zwischen dem König und den Anhängern der Mehrheit des Unterhauses ausbrach, wurde Cromwell zum Generalleutnant ernannt.

Mit dem Jahre 1648 war der Bürgerkrieg vorüber, und am 30. Januar 1649 wurde Karl I. enthauptet. Mit der Abschaffung der Monarchie war England eine Republik, der sich später Schottland und Irland zu einem „Commonwealth“ anschlossen. Die Regierung wurde durch einen Staatsrat geführt, zu dessen Mitgliedern Cromwell zählte. Dieser Staatsrat suchte eine neue Einherrschaft zu vermeiden. Aber bald erwies sich, daß das „Rumpfparlament“ mit seinen etwa hundert Mitgliedern nicht als wirkliche Vertretung der Nation gelten konnte. Daher jagte Cromwell am 20. April 1653 den „Rumpf“ auseinander, und eine von den Offizieren ausgearbeitete Verfassung schuf das Amt des „Protektors“, dem ein Staatsrat und eine einzige Kammer zur Seite standen. Der erste Protektor wurde Oliver Cromwell.

Als Cromwell das Rumpfparlament sprengte, handelte er aus dem Gedanken heraus, daß dieses Parlament nur noch ein leerer Popanz sei. England wurde jetzt unter eine Art Militärverwaltung gestellt und in zwölf Distrikte eingeteilt, an deren Spitze jeweils ein Generalmajor stand. Cromwell selbst betrachtete diese Regierungsart als einen Notbehelf, mittels dessen er dem aufgewühlten Lande die Ruhe sichern wollte.

Im Jahre 1657 wurde eine neue Verfassung erlassen, die eine zweite Kammer neben dem Unterhause vorsah. Die Mitglieder dieser Kammer, die man gewöhnlich „House of Lords“ nennt, wurden vom Protektor ernannt, Cromwell erhielt überdies das Recht, seinen Nachfolger zu bestimmen. Man bot Cromwell sogar den Königstitel an, den er jedoch am 8. Mai 1657 nach längerem Zögern ablehnte.

Die Parlamentstagungen, die unter dem Schutze der neuen Verfassung stattfanden, waren dem Protektorat Cromwells nicht günstiger als die früheren. Viele Engländer blieben im Herzen Royalisten. Andere, die zwar nur eine Minderheit bildeten, waren starre Republikaner, die in Cromwell den Zerstörer ihrer neugewonnenen Freiheiten erblickten.

Cromwells Gesundheit, die schon seit einigen Jahren schwankend war, wurde durch die fortwährenden Gefahren und Sorgen noch mehr erschüttert. Am 3. September 1658, dem Jahrestag seines großen Sieges über die Schotten bei Dunbar, ist Cromwell gestorben. Die Republik fristete noch anderthalb Jahre ihr Leben; dann wurde die alte Monarchie wieder hergestellt.

Die große Remonstranz.

Nun sind sie alle versammelt. Zu Pym, Hampden und Sir Oliver hat sich der jüngere Sir Henry Vane gesellt, ein noch junger Mann mit kühnen Zügen und den fernblickenden, hellen Augen des Seefahrers; Oliver St. John, der

Anwalt John Hampdens, hager, bleich und finster wie ein Schicksalsbote; William Strode, dessen Körper die elfjährige Haft im Tower geschwächt hat, ohne seinen Feuergeist zu brechen; Denzil Holles, hünenhaft wie ein lebendes Steinbild, derselbe, der in jener denkwürdigen Sturmsitzung des Parla-

ments im Jahre 1629 den Sprecher Finch, den Freund des Königs, gewaltsam im Sessel niederhielt, damit die Tagesordnung voll erledigt werden könne; Arthur Hesilrige, dickköpfig und verbissen, und andere: jeder von ihnen ein erprobter Kämpfer, den kein Sturm des Parlaments, keine Mißbilligung der Peerskammer, ja selbst keine Drohung des Königs mehr erschreckt.

John Hampden, der ohne viel Worte stets das Richtige zu tun weiß, hat ein Fenster geöffnet. Die kalte, klare Winterluft dringt in mächtigem Strome ein, treibt den dicken Qualm aus dem Zimmer, macht auch die Köpfe kalt und klar.

Olivier ist neben Hampden ans Fenster getreten.

„Meine Herren!“ ruft Pym in das Stimmengewirr, das den Raum so dicht erfüllt wie vorhin der Tabakrauch. Und da der Appell wirkungslos verhallt, klopft er mit den Fingerringen der Rechten nachdrücklich auf den Schreibtisch, hinter dem er steht, und wiederholt mit gehobener Stimme: „Meine Herren!“

Nun tritt allmählich Ruhe ein. Jäh verstummt, sucht sich jeder irgendwo einen Platz, setzt sich rasch, lautlos nieder. Nur hier und dort flirrt leise ein Degen, ein Sporn auf, unterstreicht mit seinem stählernen Ton gleichsam die Entschlossenheit der kleinen Versammlung.

„Meine Herren“, setzt Pym zum drittenmal an, nun in völlige Stille hinein, „wir haben uns hier versammelt, um uns über die nächsten Schritte unserer Fraktion schlüssig zu werden. Die heutige Sitzung gilt der Vollendung eines Schriftstückes, mit dessen endgültiger Abfassung Sie mich beauftragen, mir hierbei Ihren Rat und Ihre Unterstützung versprechend. Eines Schriftstückes, sage ich, in dem gleichsam als in einer großen Remonstranz alles aus der bisherigen Regierung des Königs und seiner Ratgeber entstandene Unheil angeführt und dessen Abhilfe gefordert werden soll.“

Er hält inne, blickt auf. Die disziplinierten, parlamentarisch geschulten Männer sitzen schweigend, unbeweglich, kaum atmend. Aller Augen sind mit gespannter Aufmerksamkeit auf ihn gerichtet.

„Ich habe“, fährt er befriedigt fort, „die letzten Tage dazu verwendet, ein Verzeichnis der Gravamina, der vorgekommenen Ungeselligkeiten, sie mögen weiterbestehen oder durch den Einspruch des Parlaments bereits abgeschafft sein, anzulegen. Es wäre müßig, Ihnen, den pflichtgetreuen Besuchern der Parlamentsitzungen, den unbestechlichen, klarsichtigen Beobachtern aller öffentlichen Vorgänge, den“ — Pym's Stimme steigert sich unwillkürlich zum Pathos des Volksredners — „unbeugbaren Kämpfern für die Freiheiten dieses Landes“ — die Stimme, jedem leisesten Wollen vollendet gehorchend, sinkt wieder zum sachlichen Ton ruhigen Berichtes — „mit Einzelheiten lästig zu fallen. Lassen Sie mich nur die Hauptpunkte ganz kurz in Schlagworten nochmals wiederholen.“

Eine Tür fällt ins Schloß.

Der Sprecher William Lenthall läßt seine klaren Augen von Mann zu Mann gehen, überwacht feinhörig wie immer Rede um Rede. So bleich alle Gesichter sind, so ist doch in ihrer keinem Furcht zu lesen, so schwer sich den Rednern heute die Worte zu entringen scheinen, so ist doch keines darunter, das von Demut, Nachgiebigkeit spräche.

Im Gegenteil: die Reden der fünf Beschuldigten, die einer nach dem andern zu Worte kommen, sind ein empörter Einspruch gegen die unerhörte Anklage, und diese Anklage selbst wird von einem der nachfolgenden Redner als ein skandalöses Libell bezeichnet, dessen Urheber wegen ehrloser Verleumdung zur Verantwortung zu ziehen seien. Das alles hört das Haus, das alles billigt es. Aber — und das ist vielleicht das Unheimlichste an dieser denkwürdigen Sitzung — es herrscht völlig Ruhe dabei: keine großen Phrasen, keine wilden Ge-

bärden; es ist, als hielte jeder der Männer, die in der St.-Stephans-Kapelle zu Westminster versammelt sind, den Blitz wurfbereit in der Hand, ohne ihn wirklich zu werfen, ehe sich ein würdiges Ziel bietet.

Die Bitte an den Lord-Mayor um eine Stadtschutzwache des Parlaments ist abgeschlagen worden — in Formen, die deutlich erkennen lassen, daß die Ablehnung nicht aus freien Stücken, sondern auf höheren Befehl erfolgte; Bote um Bote, von einzelnen Mitgliedern als Späher ausgesandt, berichtet, daß sich um die königliche Residenz Whitehall verdächtiges Volk in Waffen ansammle; Pym hat vom Grafen Essex heimlich Nachricht bekommen, der König beabsichtige einen entscheidenden Schritt; aber selbst diese Nachrichten vermögen die Fassung des Hauses nicht zu erschüttern: wie die Soldaten einer Kerntruppe vor der Entscheidungsschlacht warten die Gemeinen des Zusammenstoßes, den nunmehr jeder von ihnen als unausweichlich erkennt.

Zu Beginn der Nachmittagsitzung endlich fällt der Würfel: Wieder ist einer der Boten gekommen, spricht mit einem Abgeordneten. Dieser erblaßt, stürzt zum Platz des Sprechers, flüstert Lenthall einige Worte ins Ohr. Alle sehen, wie das kluge, ernste Gesicht des Verhandlungsleiters sich zu äußerster Entschlossenheit versteinert.

„Meine Herren“, sagt er, und seine Stimme zwingt mit Mühe die Erregung nieder, die sie durchbebt, „eben erhalte ich die Nachricht, daß der König mit fünfhundert Gardisten auf dem Wege nach Westminster ist, um die fünf Parlamentsmitglieder zu verhaften. Ich bitte das Haus, sogleich eine Entscheidung zu fassen, was zu geschehen hat.“

Ein Rauschen, wie der leise Wind vor dem Sturm, geht durch das Haus. Dann, ehe noch der Ausbruch erfolgen kann, den alle erwarten, meldet sich der junge Henry Vane zum Wort:

„Ich beantrage“, sagt er mit hallender, von der Bedeutung des Augenblicks erfüllter Stimme, „daß die Kammer die fünf ungerecht Beschuldigten von der Pflicht ihrer Anwesenheit entbinde und ihnen den Rat erteile, für ihre Sicherheit zu sorgen.“

Er hat kaum geschlossen, da fliegen die Hände der Versammelten hoch: keiner schließt sich aus, auch jene nicht, denen die radikalen Strömungen sonst nicht zusagen; der Schlag wird nicht gegen eine Partei geführt, sondern gegen das ganze Parlament, und Sache des ganzen Parlaments ist es, ihn abzuwehren.

Nur fünf Hände sind nicht gehoben worden. Fünf Männer sehen einander an. Pym sagt schwer und gelassen in die Stille hinein:

„Herr Sprecher, ich würde es vorziehen, den König zu erwarten.“

„Ich auch“, schließt sich Hampdens sanfte Stimme an.

„Ja, wir wollen ihn erwarten“, fährt aufkreischend Strode drein, „wie die Senatoren Roms den Gallierkönig Brennus erwarteten. Ich habe schon einmal die Hände der königlichen Schergen auf meinen Schultern gefühlt, und ich fürchte ihre Berührung nicht. Wir bleiben hier, bis Gewalt uns von hier fortreißt!“ Holles und Hesilrige nickten schweigend.

Ratlos sehen die übrigen sie an. Alle möchten schreien, ihnen das Nutzlose ihres Beginns vorhalten — aber allen liegt die Zunge wie trockenes Leder im Mund: Bewunderung der Größe, die in dem trostigen Entschluß liegt, Entsetzen über die nun unabwendbare Katastrophe lassen alle wie gelähmt auf ihren Plätzen verharren.

Da steht in einer der letzten Bankreihen ein Mann auf, der bisnun schweigend das Geschehen verfolgte. Er ist von gedrungenen Gestalt, steckt in einem einfachen Kleide, das offenbar ein ungeschickter Dorfschneider angefertigt hat; auf dem schmalen, schmucklosen Hemdkragen, der kaum breiter ist als der des Rockes, bemerken, da er vorübergeht, die Zunächst-



Golgatha.

Radierung von Professor A. Kolb, München.

sitzenden ein, zwei kleine Blutspritzer, wie sie manchmal die Folge hastigen Rasierens sind; sein Hut ist ohne Band; aber sein Degen steckt fest an seiner Seite, und fest klingt sein Schritt, da er, ohne nach rechts oder links zu sehen, zum Platze Strodes tritt. Seine ernsten Augen heften sich unerbittlich fest auf den Erregten.

„Machen Sie keinen Unsinn, Stode“, sagt Oliver Cromwell ruhig. „Gehen Sie!“ Und da der Abgeordnete wieder in leidenschaftliche Proteste ausbrechen will, schärfer: „Es geht hier um keine heroische Geste, es geht nicht einmal um Sie, es geht um das Parlament.“

„Lassen Sie mich in Ruhe“, fluchzte Stode. „Ich bleibe hier und —“

Er spricht nicht zu Ende. Cromwell hat ihn wie ein Kind auf die Arme genommen und trägt ihn hinaus. Pym, Hampden, Holles, Hesselrige folgen schweigend.

Einige Minuten später kehrt Cromwell zurück, tritt vor den Sprecher, zieht höflich den Hut:

„Die Fünf sind bereits auf dem Weg flussabwärts.“ Und ohne Pause, als teile er das Nebensächlichste von der Welt mit: „Der König ist im Arrücken.“

Die Ruhe, die über dem Haus lag, wandelt sich zu völliger Stille. Schweigend, regungslos, so daß sich manchem der von Stode gebrauchte Vergleich vom wartenden römischen Senat beim Einzug der Gallier aufdrängt, sitzen die Abgeordneten und warten des Königs.

Sie brauchen nicht lange zu warten. Dumpses, verworrenes Lärmen dringt von der Straße her, dazwischen der regelmäßige Taktschritt marschierender Truppen. Scharfe Kommandos, Versummen. Stille.

Wieder der taktmäßige Marschschritt, diesmal näher und nicht so vollklingend wie vorhin: die Truppe hat eine Ab- teilung abgespalten. Dann fliegt die Lüre auf, bleibt offen.

Der König steht in ihr, den Hut auf dem Kopf, ein Stöckchen in der Hand. Hinter ihm wird das kühne Aristokratengesicht des Prinzen Rupert von der Pfalz sichtbar.

Immer noch Schweigen. Keins der Parlamentsmitglieder hat sich erhoben, keines den Hut gezogen. Wie leblose Bilder warten sie unbeweglich der nächsten Bewegungen des Königs.

Diesen bringt die Ruhe des Hauses sichtlich außer Fassung. Die zornig blizenden Augen sehen suchend im Saale umher, verweilen auf Pym's leerem Platze. Dann wendet der König den Kopf, als wollte er dem Prinzen etwas sagen oder der Truppenabteilung, die man durch die offene Tür deutlich sieht, einen Befehl zurufen. Es ist so still, daß man die heftigen Atemzüge des Königs hört.

Dann, mit einem plötzlichen Entschluß, kehrt er den Blick wieder der Versammlung zu; greift zögernd, wie widerwillig nach dem Hute und nimmt ihn ab; geht schnellen Schrittes zum erhöhten Sitz des Sprechers. Nun erst, wie seinem Gruß antwortend, erheben sich die Abgeordneten und ziehen ihre Hüte.

Der König ist an der Estrade angelangt und setzt seinen Fuß auf die erste Stufe.

Ein Mann steht neben dieser Estrade, derselbe, der vorhin mit dem Sprecher redete. Die ganze Versammlung sieht unwillkürlich von ihm zum König, vom König zu ihm zurück: der Gegensatz der gedrunghenen, in einem dunklen, schlechtfühenden Dorfschneideranzug steckenden Gestalt zur glänzenden Erscheinung des schlanken, in Samt und Seide gekleideten Königs hat etwas Faszinierendes.

Auch der König, obgleich mit ganz anderen Gedanken beschäftigt, scheint etwas Ähnliches zu fühlen. Einen Augenblick lang gehen seine Augen über den vor ihm Stehenden, reißen sich los. Der König wendet sich Lenthall zu.

„Herr Sprecher“, sagt er kurz, „ich muß für kurze Zeit um Ihren Platz bitten.“ Er ersteigt die Estrade und mustert mit gekreuzten Armen, die immer noch Hut und Stöckchen festhalten, das Haus, das schweigend wartet. Wohin immer sein

Blick stößt, trifft er auf gesammelte, verschlossene Gesichter, in undurchdringliche, rätselvolle Augen. Zwei-, dreimal setzt er zum Sprechen an, dann beginnt er in mühevoll ruhigem Tone:

„Meine Herren, ich bedauere den Anlaß, der mich hierhergeführt hat. Gestern habe ich einen Serjeant-at-arms aus einem höchst triftigen Grunde entsandt, nämlich, um einige auf meinen Befehl des Hochverrats Angeklagte zu verhaften. Ich erwartete darauf keine Botschaft, sondern Gehorsam.“

Zischend fährt das Wort durch die zusammengepressten Zähne. „Und ich erkläre Ihnen hier: Obwohl niemals ein englischer König mehr auf genaueste Einhaltung Ihrer Privilegien bedacht war als ich, so sollen Sie wissen, daß im Falle des Hochverrats niemand ein Privilegium besitzt. Deshalb bin ich jetzt gekommen, um die Angeklagten zu holen.“ Der zornverzerrte Mund schließt sich, die Augen streifen wieder den Saal ab. Dann sagt der König mit verhaltener Drohung: „Ich sehe keinen, und ich denke doch Sie zu kennen.“ Immer mehr gewinnt der Zorn Macht über ihn, da er sich diesen unbeweglichen Gesichtern, diesen starr auf ihn gerichteten Augen gegenüber sieht. „Ich muß Ihnen sagen, meine Herren“, stößt er hervor, „solange diese keiner Kleinigkeit, sondern des Hochverrats bezichtigten Männer zu Ihnen gehören, kann ich nicht erwarten, daß dieses Haus den rechten Weg gehen werde, den ich vom Herzen wünsche. Deshalb bin ich gekommen, um Ihnen zu sagen“ — plötzlich bricht der Zorn durch wie eine Flamme, die schon lange im Innern des Hauses gewühlt hat — „daß ich Sie haben muß, wo immer ich Sie finde. — Wo ist Mr. Pym?“ Schweigen. „Und Holles?“ Stille. Der König macht auf den Sprecher zu einen Schritt, der fast ein Sprung ist: „Herr Sprecher, ich muß Sie bitten, mir zu erklären —“

Der Sprecher William Lenthall ist so unbeweglich dastehend wie die andern alle. Nun beugt er zeremoniös das Knie und antwortet ehrerbietig, aber mit unnahbarer Kälte:

„Ich bitte Eure Majestät um Vergebung; solange ich hier stehe, habe ich weder Augen zum Sehen noch eine Zunge zum Sprechen, außer auf Befehl des Hauses.“

„Soll das heißen“, schreit der König zornrot, „daß Sie mir die verlangte Erklärung verweigern?“

„Das soll heißen“, gibt William Lenthall, sich wieder erhebend, frostig zurück, „daß ich nicht anders antworten kann.“

Das Blut flutet aus den Wangen des Königs zurück, seine Hände ballen sich zu Fäusten, seine Augen flackern mit einem fast irrsinnigen Ausdruck an dem vor ihm Stehenden auf und nieder.

Jeder fühlt: das ist der Augenblick der Entscheidung. In dieser Sekunde wird das Schicksal Englands vielleicht auf Jahrhunderte bestimmt. Unwillkürlich drängen sich die Männer enger aneinander wie eine Schar, die zum äußersten entschlossen ist.

Auch der Mann neben der Estrade hat sich geregt. Es ist eine unmerkliche, winzige Bewegung, aber dem König fällt sie auf: der in der Linken verschränkte rechte Arm des vor ihm Stehenden löst sich aus der Umklammerung, sinkt langsam zu halber Höhe nieder; die zu lockerer Faust geballten Finger öffnen sich, bleiben halb ausgestreckt — wie zu einem Griff. Und da der König wider Willen die Blicke zum Gesicht dieses Mannes erhebt, starrt er in zwei Augen, die, ohne zu drohen, ohne zu troßen, einen unbeugsamen Entschluß offenbaren, den er ohne weiteres versteht.

Den König quälen diese Augen. Er möchte wegsehen — kann es nicht. Ihm ist, als schlage eine Kraft daraus, die sich auf die seine wirft, sie ergreift, mit ihr zu ringen beginnt. Noch wehrt er sich, aber sein Widerstand wird immer schwächer. Die Augen, die die seinen unerbittlich festhalten, scheinen immer größer zu werden, scheinen alles in sich einzuschlingen — bis nichts mehr da ist als ihre dunkel glühende, dem Krater eines Vulkans gleichende Tiefe.

Mit angehaltenem Atem verfolgt die Versammlung den stummen Zweikampf, den sie, ohne ihn zu begreifen, mit dem Gefühl erfaßt; sieht die wie zum Sprung gebeugte Haltung des Königs erschaffen, die geballten Fäuste hilflos nieder sinken, sieht die Lider der königlichen Augen schlagen, sich schließen. Mühevoll, erschöpft wendet der König sich von seinem Gegner ab, kehrt sich wieder dem Sprecher zu.

„Es ist gut“, sagt er schwer. Setzt mit nur jenem einen restlos verständlichem Doppelsinn, der den letzten Rest von Haltung zu bewahren sucht, hinzu: „Meine Augen sind nicht schlechter als die eines andern.“ Mit äußerster Anstrengung zwingt er sich zu einem Lächeln. „Ich sehe“, versucht er zu scherzen, „meine Vögel sind ausgeflogen. Ich erwarte, daß ihr sie mir sendet, sobald sie zurückkehren.“ Er macht Miene, die Estrade hinabzusteigen. Am Rande bleibt er nochmals stehen. „Ich habe nie an Gewalttat gedacht“, schreit er in zum letztenmal wiederkehrendem ohnmächtigem Zorn, „sondern nur an ein ordentliches Gerichtsverfahren; wenn ihr mir aber die Auslieferung der Fünf verweigert, werde ich sie selbst zu finden wissen!“ Mit schweren Schritten, auf Füßen, die ihn kaum tragen, schreitet er die Stufen hinab, verläßt, ohne sich nochmals umzublicken, die Halle, das Haus. Prinz Rupert folgt ihm. Die Türe fällt ins Schloß.

Die Wünsche der Armee.

Cromwells Blick hebt sich von dem Bericht, in dem er las, geht die Reihe der vor ihm Stehenden entlang: Ireton — Whalley — Harrison — Packer — vier Rittmeister — vier Korporale — vier Reiter — das sieht ja ordentlich feierlich aus! Was wollen sie von ihm?

Langsam legt er seine Papiere fort, steht auf. Nochmals überfliegen seine Augen die Reihe, dann richtet er an sie die echt Cromwellsche Frage:

„Wer spricht für euch — und für wen spricht er?“

Ireton tritt einen halben Schritt vor, pflanzt sich in vorchriftsmäßiger Haltung vor dem Generalleutnant auf; meldet in dienstlichem Tone:

„Ich, Generalleutnant, wurde von den vier Regimentern Cromwell, Harrison, Ireton, Whalley zum Sprecher bestimmt.“

Cromwells Blick taucht tief in das kluge, beherrschte Gesicht des jungen Obersten. Einen Augenblick lang überlegt er, ob er ihm nicht erlauben soll, bequem zu stehen — ihm und den andern; aber nein: es ist besser so. Er reckt sich leicht, so daß auch seine Haltung etwas Gestrafftes bekommt, fragt weiter:

„Ich habe also in den Anwesenden eine offizielle Abordnung dieser vier Regimenter zu erblicken?“

„Eine offizielle Abordnung“, bestätigt Ireton. Harrison und einer der Rittmeister nicken.

Cromwell hebt die Achseln, wirft flüchtig hin:

„Ich bin bereit, euch zu hören. Was bringt ihr?“

„Eine Beschwerde.“ Die Antwort kommt rasch, unmittelbar. Cromwell zieht die Augenbrauen hoch; aber sein Ton, da er fortfährt, ist leicht wie zuvor:

„Gegen wen?“

„Gegen General Lord Manchester.“

Das Gesicht des Zuhörenden verdunkelt sich; Ireton fährt fort:

„Und gegen General Lord Essex.“

Immer düsterer, härter, undurchdringlicher werden die Augen, die in Oberst Iretons Gesicht starren; aber dieser schließt unbeirrt:

„Und gegen General Waller.“

Ein paar Sekunden lang völlige Stille; dann Cromwells kalte, völlig ruhige Stimme:

„Das ist eine ernstere Sache, als ich zuerst dachte. Ihr glaubt gegen die Generale Grund zur Klage zu haben?“

„Ja, Generalleutnant.“

„Zuwiefern? Haben sie ungebührlich mit euch verfahren?“

„Nein, Generalleutnant.“

„Oder“ — ein flüchtiges Lächeln weht über das starre Gesicht — „sind neue Klagen gekommen über die Einreihung von Sektierern und Wiedertäufern?“

„Auch das nicht.“

„Was also habt ihr gegen sie vorzubringen?“

„Daß ihre Art Krieg zu führen den Ruin bedeutet — für das Heer, für das Land und für die gemeine Sache.“

Durch Cromwells Augen zuckt ein rascher Blitz; hastig senkt er die Lider drüber, drückt das Kinn gegen die Brust; dann hebt er den Kopf wieder, sagt knapp:

„Erläutert eure Meinung.“

Ireton nimmt unwillkürlich die Degenscheide fester, räuspert sich, beginnt:

„Ich erinnere Sie, Generalleutnant, an den Abend der Schlacht von Marston-Moor und an Ihren Disput mit General Graf Manchester und Generalmajor Lord Crawford. Es handelte sich um Ihren Befehl an mich, den fliehenden Feind zu verfolgen und an Lord Manchester's Verbot dieser Verfolgung, wenn Sie sich entsinnen.“

„Ich entsinne mich“, wirft Cromwell unbeweglich ein. „Weiter.“

„Sie sagten damals zum Grafen Manchester, wir hätten nicht für ein paar Vorteile der Großen geblutet, für uns gebe es nur eine Entscheidung: König oder Volk. — Sie sprachen so laut“, fügt er halb entschuldigend hinzu, „daß wir es hören mußten.“

„Ich habe keinen Grund“, weist Cromwell die Entschuldigung kalt zurück, „meine Meinung zu verhehlen. — Nun?“

„Die Marston-Moor folgenden Ereignisse“, fährt Ireton fort, „bewiesen, was schon längst unser aller — und, wie Ihre Worte zeigen, auch Ihre — Ueberzeugung war: daß die hochadeligen Herren, die gegenwärtig an der Spitze stehen, den Krieg nicht ernst nehmen, daß es ihnen nicht um den Sieg der gemeinen Sache zu tun ist, sondern um einen faulen Frieden mit Karl Stuart, einen Frieden, der ihnen alles, dem Lande nichts gibt.“

„Nun — und?“

Der kalte Ton treibt Iretons mühsam niedergehaltene Wut zum Ausbruch.

„Generalleutnant“, fährt er auf, „so kann es nicht bleiben, sonst gleicht der Feldzug des nächsten Jahres denen der vergangenen drei aufs Haar: neue wertlose Blutopfer, neue un- ausgenügte Erfolge; und einmal kommt der Tag, der kommen muß: an dem unsere Kräfte erschöpft sind und unser Widerstand zusammenbricht.“

„Sehr wahr“, nickt Cromwell ernsthaft. „Aber was soll ich dabei?“

„Sie sollen“, erwidert Ireton mit Nachdruck, „das Parlament veranlassen, die unfähigen Generale abzusetzen und Sie zum Oberstkommandierenden zu ernennen.“

Sehr ehrenvoll, denkt Cromwell. Aber reichlich kindlich.

„Wer verlangt das?“ fragt er laut.

„Es ist der einhellige Wunsch der Regimenter Cromwell, Harrison, Ireton und Whalley.“

Nun ist es Cromwell, der seinem Gegenüber scharf in die Augen schaut; Ireton wendet die seinen nicht ab; Cromwells Blick wandert weiter, trifft auf Harrison, auf Packer, auf Whalley, auf die vier Rittmeister, die vier Korporale, die vier Reiter: überall die gleichen, dunkel brennenden Augen.

Ein kurzes Schweigen. Cromwell drückt das Kinn wieder gegen die Brust. Der einhellige Wunsch, denkt er. Ein- hellig — gut; Wunsch — auch gut; wenn ihn aber das Parlament nicht erfüllt — was dann? Wollen sehen! Wollen sehen!

„Bei Newbury“, sagt er endlich langsam, überlegend,

„sagte mir Lord Manchester, wenn wir unsere Armee bei der Verfolgung verlören, so hätten wir keine andere mehr; und wenn wir den König hundertmal schlügen, so bleibe er doch der König und werde uns alle hängen lassen. — Ich kann Lord Manchester nicht unrecht geben“, fügt er achselzuckend hinzu.

„Generalleutnant“, gibt Ireton unterdrückt zurück, „ich kenne einen andern Führer, der einmal erklärte, wenn er König Karl in der Schlacht treffe, werde er sein Pistol auf ihn abfeuern wie auf jeden andern, und wer nicht so denke, den könne er nicht brauchen.“

Cromwells Hand schlägt abwehrend durch die Luft.

„Das war einmal“, wirft er spielerisch, nachlässig hin — nur nicht die Spannung verraten, die in ihm ist! — „seither hat das Parlament diesen Führer himmelhoch, sich um Gottes willen mit dem Grafen Manchester zu vertragen.“ Er kneift die Augen ein, beobachtet durch den Schleier der Wimpern aufmerksam, fast lauernd die Wirkung seiner Worte.

Er kann damit zufrieden sein: durch die Abordnung geht es wie ein jäher Ruck, Miene und Haltung der Offiziere zeigen unglaubliche Empörung, die der Reiter fassungslose Wut.

„Generalleutnant“, stößt Ireton durch die Zähne hervor, „wir können es nicht glauben, daß Oliver Cromwell uns an das Parlament verraten will!“

Nun hat er sie dort, wo er sie haben wollte! Nun gehen sie mit, wohin er will! Die letzte Frage noch:

„Und wenn er es nicht will“ — wie unerträglich langsam sich die Worte ziehen! — „wer bürgt ihm dafür, daß er's nicht bereuen wird?“

Iretons dunkle Augen werden mit einem Schlage hell: sein geschulstes Studentenhirn hat blitzschnell begriffen.

„Wir!“ jubelt er. „Die Eisenseiten!“

Und nun bricht es los — Schlag auf Schlag:

„Ihr bleibt an meiner Seite?“

„Unverbrüchlich!“

„Gegen wen immer es geht?“

„Gegen wen immer!“

Plötzlich die volle Stimme:

„Gegen König und Parlament?“

Alle Hände fliegen empor wie zum Schwur.

„Für Cromwell gegen König und Parlament!“ schreit Ireton hingerissen. Seine Augen, aller Augen flammen in die des Führers, deren Blut von keinem Wimpernschleier mehr verdeckt wird.

„So verspreche ich euch“, donnert Cromwell, „daß in drei Monaten kein Essex, kein Waller und kein Manchester mehr etwas bei der Armee zu reden hat!“ Er staut seine Erregung, die ihn fortzureißen droht, geht mit starken Schritten auf und ab. „Ich erwartete euch längst“, stößt er hervor. „Jedes Wort, das Oberst Ireton in eurem Namen sprach, ist richtig: der Feldzug darf nicht mehr so aufgenommen werden, wie er abgeschlossen wurde! Ein völliger Wandel muß geschaffen werden!“

„Generalleutnant“, fährt Harrison hitzig dazwischen, „die Armee anerkennt nur einen Wandel: Ihre Ernennung zum Höchstkommmandierenden!“

„Gachte, gachte!“ wehrt Cromwell ab, wieder kühl und nüchtern geworden. Der Ausbruch ist vorbei, in seinem klaren Kopf schließt sich ein Gedanke folgerichtig an den andern.

„Sie meinen die vier Eisenseitenregimenter, Oberst Harrison: das ist vielleicht der Kern einer künftigen Armee, keinesfalls aber die Gesamtheit der jetzigen. Hier wie im Parlament haben die Presbyterianer, die Covenantsfreunde noch die Überhand. Wir müssen erst eine neue Armee aufstellen, eine Musterarmee.“

Er bleibt plötzlich stehen, lacht triumphierend auf: „Ja, ‚Neue Musterarmee‘ soll sie heißen, und sie soll dem Parlament ein Muster sein, wie man fürs Gemeinwohl kämpft.“ Wieder läuft er auf und ab, übersieht mit seinen leuchtenden Augen die freudig erwartungsvollen Gesichter der Abordnung,

erinnert sich plötzlich, daß sie immer noch in starrer Dienststellung vor ihm steht, sagt flüchtig: „Rührt euch!“, denkt so gleich laut weiter: „Meine Ernennung zum Oberstkommmandierenden? Das hat Zeit, das kommt von selbst. Erst müssen die Unabhängigen in der Armee gesammelt werden, müssen die Unabhängigen im Parlament gesammelt werden; erst müssen die Unabhängigen in der Armee zur Macht kommen, müssen die Unabhängigen im Parlament zur Macht kommen.“ Er verhält vor dem Nächsten — es ist Oberstleutnant Packer —, faßt ihn am Bandelier. „Wenn das gelungen ist, wenn in der Armee und im Parlament die Unabhängigen obenauf sind, dann —“

„Dann?“ wiederholt Ireton aufs höchste gespannt.

„Dann“, lacht Cromwell, gibt Packer, das Bandelier loslassend, einen freundschaftlich derben Stoß vor die Brust, „sind wir ein Volk von Unabhängigen.“

„Und dann?“ fragt Ireton weiter.

„Dann“, fährt Cromwell fort, immer noch lachend, „reißen wir ein, was alt und morsch und überlebt ist.“

„Und dann?“ fragt der unermüdliche Ireton zum drittenmal.

„Dann bauen wir das Neue Muster-England auf!“

Cromwells Geheimnis.

Ireton legt schaffend die Hand über die Augen, die von der aufgehenden Sonne geblendet sind: nun erkennt er den einsamen Spaziergänger, der, die Hände mit der Reitgerte auf dem Rücken, langsam schlendernden Ganges auf ihn zukommt.

Rasch eilt er dem Ankommenden entgegen, zieht den Hut:

„Guten Morgen, General!“

Cromwell bleibt stehen, salutiert mit der Gerte wie mit einem Degen:

„Morgen, Ireton. Sie sind auch früh auf.“

„Ja“, nickt Ireton, „die Sonne weckte mich — alles war so schön und frisch, daß ich mir dachte, ich wolle den Tag noch genießen, ehe der Tanz losgeht.“

„Sie können sich ruhig Zeit lassen“, gibt Cromwell zurück.

„Die drüben werden noch eine ganze Weile brauchen, ehe sie ihre paar Leute aufgestellt haben. — Wie steht's bei Ihren Reitern?“

„Oh, danke, gut“, lacht Ireton sorglos. „Ich will in zwei Treffen attackieren. — Vielen Dank auch für die Dragoner, General, die Sie mir geschickt haben.“

„Sie werden sie brauchen“, bemerkt Cromwell mit ernstem Blick. „Ich kenne Rupert: er ist ein miserabler Stratege, der sich von seinem Temperament fortreißen läßt, aber ein wilder Angreifer. Ich werde nie vergessen, wie er mich bei Marston-Moor zurückdrängte, ehe Leslie kam.“ Er schweigt, deutet mit der Gerte ins Unbestimmte. „Die drüben haben einen Fehler in der Aufstellung, den ich ausnützen werde: ein Drittel ihrer Reiter steht hinter dem Fußvolt des Zentrums. Ich mußte lachen, als ich es sah. Ich werde ihr erstes Reitertreffen auf ihre Reserve werfen und beide miteinander von meiner Reserve zu Brei schlagen lassen.“

„Ja, General“, lächelt Ireton ein wenig neidisch. „Sie können mit den Eisenseiten ganz anders manövrieren als unsereins.“

„Das ist Unsinn“, tut ihn Cromwell etwas ärgerlich ab. „Die Leute sind so vorzüglich diszipliniert, daß es ganz gleichgültig ist, wer sie kommandiert.“

„Doch nicht ganz“, wendet Ireton ein. „Bei unsereinem tun sie ihre Pflicht, gewiß; aber bei Ihnen tun sie noch ein wenig mehr; und darauf kommt es meist an.“ Cromwell antwortet nicht; nach einigem Zögern setzt Ireton fort: „Ich habe mich schon oft gefragt, worin denn eigentlich Ihr Geheimnis bestehe.“

„Mein Geheimnis?“ Cromwell lacht kurz auf.

„Ja — Sie verlangen von Ihren Reitern doppelt soviel, wie einer von uns zu fordern wagen würde; Sie sind von

Golgatha.
Radierung
von Josef Steib.



einer Strenge und Umnachgiebigkeit, die selbst die Harrisons übertrifft; und dennoch vergöttern Ihre Leute Sie und drängen sich auf Ihren Befehl in den Tod.“

Cromwell bleibt stehen, neigt sich zu einer leuchtendblauen Glockenblume nieder; richtet sich wieder auf, sagt ruhig, verhalten:

„Man muß den Leuten eben etwas geben, wofür es sich verlohnt, in den Tod zu gehen.“

„Was ist das, General?“ fragt Jreton leise, fast zaghaft. Cromwell sieht den andern voll an.

„Die Nation“, antwortet er fest. Verwunderte Augen.

„Die haben sie doch ohnehin!“

„Nein, Jreton“ — Cromwell lächelt flüchtig — „die haben sie nicht. — Was sind Sie?“ fragt er rasch. „Ich meine Ihrer Abstammung nach?“

„Ein Nottinghamshirer“, erwidert Jreton rasch.

„Und Harrison?“

„Ein Staffordshirer, glaub ich.“

„Und ich selbst?“

„Das weiß doch jedes Kind“, gibt Jreton mit leichtem Unwillen zurück, „daß Sie ein Huntingdonshirer sind.“

„So“, sagt Cromwell gedehnt. „Und ich bildete mir ein, wir seien alle Engländer!“

Eine Blutwelle geht über Jretons Gesicht.

„Das natürlich auch“, stößt er hastig hervor.

„Das — auch“, wiederholt Cromwell langsam. „Sehen Sie, Jreton, wie Sie selbst mir recht geben? Nottinghamshire — Staffordshire — Huntingdonshire: jede Grafschaft hat ihren eigenen Lokalpatriotismus, auf den alle ihre Sprößlinge schwören; nur England — das kommt erst in zweiter Linie; England — das ist etwas Unbestimmtes, Nebelhaftes — gewiß, man gehört dazu, man liebt es, weil

einem geheissen wurde, es zu lieben, man ist vielleicht sogar stolz darauf — aber man kennt es nicht, man fühlt es nicht, man“ — er sucht nach einem Ausdruck — „ist nicht bis in die letzte Faser seines Wesens davon durchdrungen, daß in diesem einen Wort alles enthalten ist! Immer suchen sie nur das Trennende, immer will jeder anders sein wie die übrigen, etwas Besonderes, Einziges —“

„General —“ stammelt Jreton.

Aber Cromwell, einmal im Zug, läßt sich nicht unterbrechen; jedes Wort, das der andere spricht, wird ihm zum Stichwort.

„General!“ ruft er. „Sir! Lord! Graf! Herzog! Majestät! So viel Titel und Würden, so viel Scheidewände! Jeder wacht ängstlich darüber, daß ihm sein Rang, sein Sonderrecht nicht streitig gemacht werde! Aber das, worauf allein es ankommt, sieht keiner: im Nebenmann den Volksgenossen zu sehen, in dessen Adern das gleiche Blut fließt, der aus den Brüsten seiner Mutter die gleiche Milch gesogen hat, der zur gleichen Nation gehört!“

Die Verwunderung und Bestürzung in Jretons Augen ist tiefem Verstehen gewichen. Nun lächelt er ähnlich entrückt und geheimnisvoll wie Cromwell.

„Nation!“ sagt er andächtig nach.

„Nation!“ bekräftigt Cromwell. „Mann, verstehen Sie nun, was das bedeutet? Nation — das ist die Einheit aus der Vielheit, das ist die Erhebung aus der Gegensätzlichkeit, das ist die Gotteskindschaft auf Erden! Nation — das heißt einer für alle stehen und wissen, daß alle mit Gleichem vergelten; das heißt unzählige Arme haben, die am gleichen Werk schaffen, unzählige Füße, die dem gleichen Ziele zustreben, unzählige Hirne und Herzen; das heißt in den vielen, vielen andern fortleben, wenn der eigene Leib längst zerfallen ist; das heißt über sich hinauswachsen, aufgehen in der läuternden Reinheit eines großen Gedankens — und am Ende des Weges sich selbst wiederfinden.“

Er blickt in das Leuchten, das seine Worte in den Augen des Jüngern entzündet haben, fährt fort:

„Glauben Sie, es sei genug, die da drüben niederzuringen mit ihrem Irrtum, den sie uns aufzwingen wollen? Glauben Sie, es sei genug, die Lüge zu besiegen? Nein, man muß ihr die erkannte Wahrheit entgegensetzen und der zum Siege verhelfen, mag man selbst daran zugrunde gehen! Diese Wahrheit aber ist für mich die Nation, das geeinte Volk, dem ich angehöre und mich gegeben habe. Ihr dienen bedeutet Gottes ewigen Dom bauen, dessen Grundfesten in der Heimat Erde wurzeln und dessen Spitze in den Himmel ragt!“

Er hat sich immer mehr gesteigert, aus tiefer Ruhe emporwachsend, begeistert und dennoch völlig Herr seiner selbst, mit flammenden Augen, aber zugleich mit einem Ausdruck unerschütterlicher Entschlossenheit. Nun schweigt er, atmet tief, endet ruhig, wie er begonnen:

„Das ist mein Geheimnis. Das ist es, was ich meinen Reitern gab. Dafür gehen sie freudig in den Tod. Und es wird nicht früher Friede sein, als bis alle dort stehen werden, wo heute meine Reiter stehen: in der Schlachtreihe nicht mehr bloß der Eisenreiter, sondern ganz von Eisen, die auf die Macht in den Himmeln vertraut und auf die eigene Kraft und weiß, daß es auf Erden und in der Hölle nichts gibt, das sie überwinden könnte.“

Er bricht ab, tritt einen Schritt zurück, sieht Treton scharf in die Augen.

„General Treton“, sagt er halb dienstlich, „Sie wissen nun, worum es geht. Handeln Sie heute danach. Attackieren Sie den Gegner, ehe er Zeit hat, Sie zu attackieren. Stoßen Sie mit dem härtesten Trupp durch, werfen Sie Ihre volle Kraft nach und vollenden Sie den Sieg mit der Reserve; auch das ist ein Geheimnis: das aller Kriegskunst.“

Albarmals grüßt er mit der Gerte, wendet sich, geht gelassenen, ruhigen Schrittes seinen Weg zurück — in die aufsteigende Sonne hinein.

„Armer Oliver!“

Der kommt am weitesten, der nicht weiß, wohin er geht. Die Worte, die er absichtslos, von einer unbekannten Gewalt getrieben, einst zu seiner Mutter sprach, nun da er hinter dem letzten sich entfernenden Gaste die Türe schließt, fallen sie Cromwell unerwartet wieder ein. Langsam, schweren Schrittes zum Schreibtisch zurückkehrend, bleibt er vor dessen Platte stehen, stützt beide Hände darauf, starrt unbeweglich darauf nieder, als müsse sich auf der glatten Fläche eine magische Figur bilden, die ihm das Rätsel seines Weges löst.

Weiß Gott, er ist diesen Weg wie im Traum gegangen, unwillig erst, durch eine Kette scheinbarer Zufälle schrittweise weitergedrängt — bis er mit einemmal sich mitten im Getriebe befand wie ein Soldat in Reih und Glied, der mitmarschieren muß, um die eiserne Ordnung nicht zu stören, blind, besinnungslos, immer vorwärts, immer vorwärts, einem Ende zu, um das er sich nicht mehr zu kümmern hat, seit er sich einem Größeren hingab, als er selbst ist.

Dann hatten sich die Reihen vor ihm gelichtet: einer nach dem andern war abgefallen, weggestorben, verschwunden — und nun steht er plötzlich an der Spitze, unabsehbare Scharen hinter sich, nichts, niemanden vor sich, selbst der Führer, der zu bestimmen hat, wohin es geht — nur eines Dings gewiß: daß die hinter ihm folgen werden, blind, wie er gefolgt war, in einem stummen, unbedingten Gehorsam, der ihm schwerere Last auferlegt als alles andere.

Wohin führt er sie? Er weiß es nicht. In Augenblicken wie in diesem, da er es sich mit dem Verstande klarzumachen versucht, muß er erkennen, daß dieser ihn im Stiche läßt. Was sie erstrebten, damals, als sie, alle freie Bauern, die Pflugchar mit dem Schwert vertauschten — nun ist es mehr als in Erfüllung gegangen: das Parlament Sieger, der König ohne Land so gut wie gefangen, die gemeine Sache triumphierend...

Die gemeine Sache triumphierend? Wirklich? Fester umklammern die Hände das Holz, tiefer senkt sich das Löwengesicht mit der gewaltigen Stirne darüber. Haben sich nicht neue Gegner erhoben, noch ehe der alte geschlagen war? Haben nicht eifrige Snomenhände, indes er und die Seinen den Kampf führten, unter die Mauern der Heimat heimliche Maulwurfsgänge gegraben, in denen gut hausen ist, die aber die Grundfesten wanken machen? Haben sie nicht mit dem heiligen Namen der Freiheit Schindluder getrieben, mit ihm ihre Gewissenlosigkeit zu bemänteln versucht? Ist ihnen die gemeine Sache wirklich jenes allen Gemeine, für das sich der einzelne unbedenklich opfert, weil es ihm über den Vorteil des Alltags hinaus Ziel und Zweck des Daseins bedeutet? Trachten sie nicht statt dessen aus der glühenden Begeisterung wie aus Blut und Tränen des Volks ihren eigensüchtigen Nutzen zu ziehen? Sind nicht sie es, die zu triumphieren meinen, weil die Tyrannei eines einzelnen durch die ihrer Vielfalt abgelöst wurde?

Nein! Der Kampf ist noch nicht zu Ende! Das Ringen um die Seele des Volkes, bisher mit einem geführt, geht weiter, ist zu einem Ringen mit einer Vielheit geworden, die schwer zu fassen, weil sie unpersönlich ist.

Das Gleichnis vom heidnischen Helden, das er vorhin gebraucht, fällt ihm ein; unwillkürlich spinnt er es weiter, denkt der Großtaten des Mannbaren, die dessen Namen unsterblich gemacht haben. Erst war es der reißende Löwe, den der Held erwürgte; dann bekämpfte er die vielköpfige Schlange, die fünfzigfach gefährlich war dadurch, daß ihr die abgeschlagenen Köpfe immer wieder nachwuchsen. Dieser Kampf steht ihm bevor, und er ist entschlossen, ihn durchzufechten, bis einer von ihnen beiden am Platze bleibt: er oder das völkerfressende, vielköpfige Untier!

Wohin es geht, was das letzte Ziel sein wird, das er erreicht, weiß er nicht; aber das nächste Ziel kennt er und wird es mit allen Kräften zu erreichen suchen.

Aufatmend richtet er sich auf, will um den Tisch herum, um sich zu setzen, die Arbeit wieder aufzunehmen, in der er durch die Besprechung mit den Freunden unterbrochen wurde. Plötzlich fühlt er, wie eine furchtbare Beklemmung ihn umfängt, seine Kehle engt, seine Brust, sein Herz wie mit eisernen Reifen umklammert. Seine Augen brennen, wie ein lebender Vorhang legt sich ein Tanz flimmernder Pünktchen vor sie, ein eiserner Ring, dem gleich, der seine Brust umschließt, spannt sich auch um seine Stirn, die plötzlich mit eiskaltem Schweiß bedeckt ist — ein entsetzliches Gefühl des Vergehens — mit letzter Kraft wankt er dem nächsten Sessel zu, läßt sich hineinfallen.

Erst nach einer Zeitspanne, die zu messen er unfähig ist, kommt er wieder zu sich. Der Kopf ist freier, das Herz pocht noch angestrengt, hat aber die Erstarrung überwunden, ist wie ein Hammer, der in die unbarmherzige Klammer Breschen schlägt. Er kann wieder denken, ist wieder Herr seiner selbst.

In einem Nachempfinden des Schreckens tastet er dem Erlebten nach. Bang, weil nicht begreifend, fragt er sich, was das Unbekannte war, das ihn so plötzlich niederwarf, woher die dunkle Woge stammt, deren Schwall über ihn hereinbrach. Seit er sich erinnert, hat er nie Krankheit und Schwäche gekannt, war er gewohnt, daß sein Körper stumm und blind gehorchendes Werkzeug seines Willens war. Wie konnte mit einemmal etwas über ihn Macht gewinnen, zu einer Zeit, da er seine Kräfte mehr nötig hatte denn je?

Immer weiter weicht das Unfaßbare zurück, verschwindet ins Dunkel, aus dem es kam, läßt ihn los. Aber er weiß: ganz ist es nicht von ihm gegangen; irgendwo in der Finsternis hockt es, lauert auf den Augenblick, da es ihn wieder wird packen können. Fortab wird es sein heimlicher, aber steter Begleiter sein, etwas, das immer wieder kommen kann, etwas, mit dem er rechnen muß.

(Schluß folgt.)

Innenhof
des Weinhauses
„Zum Stachel“
in Würzburg.



Deutsche Wohnkultur.

Von Professor Dr. Michael Birkenbihl.

Der Ausdruck „Wohnkultur“ ist ein Sammelname für eine ganze Reihe von Begriffsvorstellungen. Er umfaßt die Formgebung und Raumaufteilung der Wohnstätte, ihren Schmuck, ihren Hausrat und ihre Hygiene. In unseren Tagen treten noch zwei Gebiete hinzu, die durch lange Zeiträume unbekannt oder vernachlässigt waren: die zweckmäßige Verwendung der Technik und die Gartenbaukunst. Wie die einzelnen Zeitalter die praktische oder zierende Seite des Wohnungswesens auffaßten und in den Vordergrund schoben — darin spiegelt sich der Geist der verschiedenen Kulturepochen.

Im germanischen Hause und im Hause des frühen Mittelalters kann man von einer Wohnkultur noch nicht sprechen. Die Verhältnisse waren so primitiv, daß sie nur den bescheidensten Ansprüchen genügen konnten. Das Königshaus aber,

das sich aus Italien einzelne Luxusstücke verschafft, kommt hier nicht in Betracht. Die Wiege der deutschen Wohnkultur ist die Burg. Aus den rohen Zuständen, welche für die Lebenshaltung des Mittelalters bezeichnend sind, erheben sich die Ritter zuerst zu gepflegteren Formen. Burg kommt von bergen, sicher aufbewahren. Nicht Behaglichkeit, sondern Sicherheit ist das Ziel ihres Bauherrn. Die Räume sind vielfach klein, düster, durch unpraktische Stiegen und Gänge verbunden. Jede Unebenheit des Felsens oder Hügels muß berücksichtigt werden. Am schlimmsten steht es mit der Beheizung und Beleuchtung. Glasfenster gibt es in der Burg erst am Ende des Mittelalters.

Der Hauptverschluß der spärlichen Fenster ist der Holzladen. Ein Drittel seiner Fläche wird mit Dämmen, Horn-



Heimatmuseum Moers.

Alte Grafschafter Bauernstube.

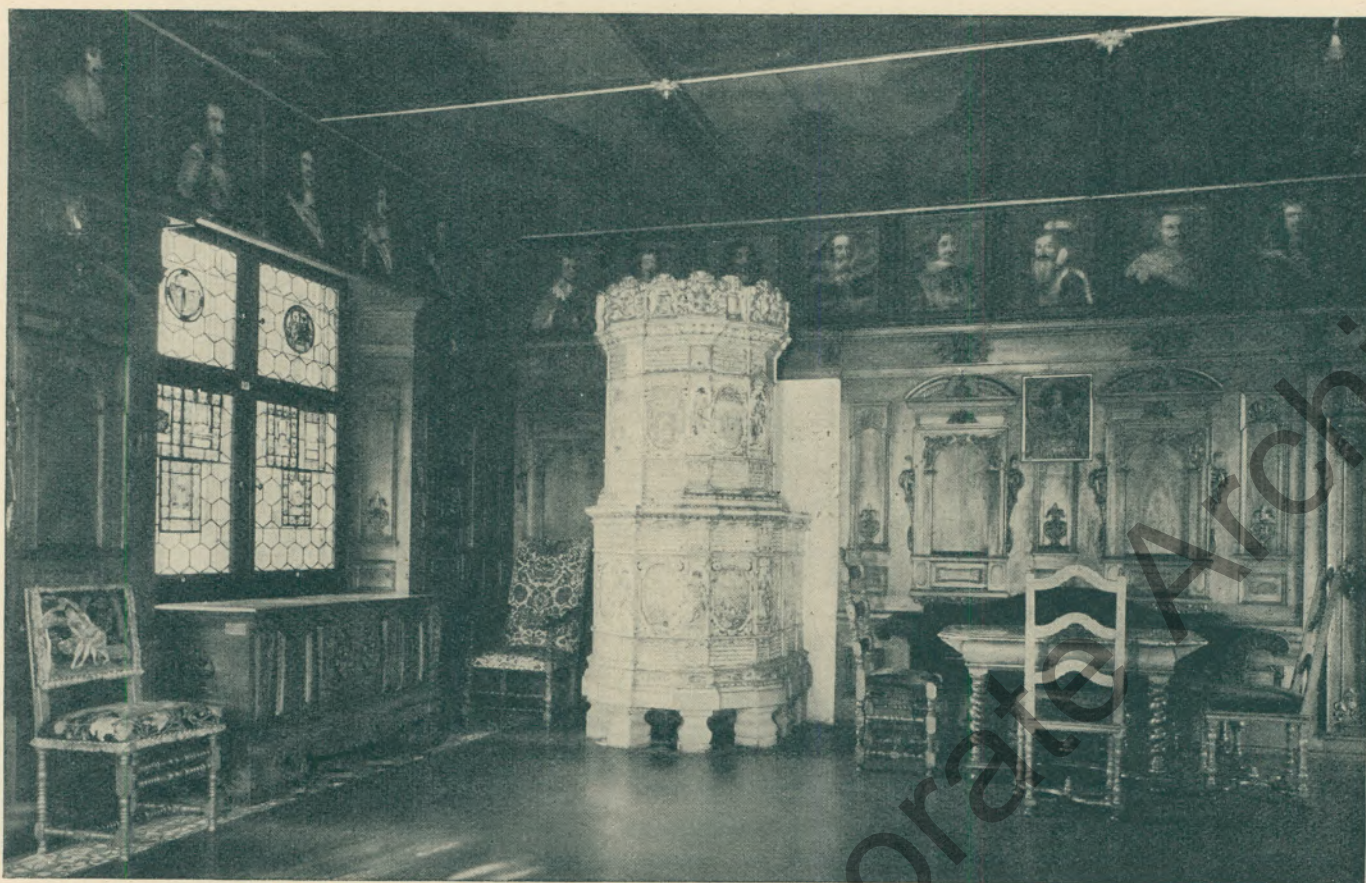
Photofest.

platten, Pergament, Wachstuch oder Leinwand ausgefüllt. Diese Stoffe können natürlich die Kälte nicht abhalten, und da auch der offene Herd oder der Kamin, der im elften Jahrhundert auftaucht, den Raum nur ungenügend erwärmen kann, sitzt man im Winter fröstelnd im Palas oder der Kemenate. Zudem ist der Raum bei geschlossenem Laden immer dümmrig. Besser ist es um die Innenausstattung bestellt, namentlich seit den Kreuzzügen; denn im Orient lernt der abendländische Ritter einen Luxus und eine Bequemlichkeit kennen, von denen er vorher keine Ahnung hatte. Zwei Räume werden mit besonderer Sorgfalt ausgestattet: der Saal des Palas und das Gemach der Burgfrau. Da sieht man überall Polster und Kissen mit Daunenfedern, Decken aus Fuchsschweifen, grüner Seide, rotem Samt, Prachstücke aus Venedig und den Niederlanden. Hier und da schmücken schon Malereien mit Motiven der Sage, des ritterlichen Lebens, der Bibel und Heiligenlegende die weiß beworfene Wand. An Festtagen stellt man eingespannte Bildteppiche aus den Niederlanden vor die Wände. Möbel gibt es nur wenige. Das Paradestück ist das Himmelbett, das oft schon reich geschnitten und mit golddurchwirkten Vorhängen verhüllt ist; die Truhe, die lange alle Aufgaben des Schrankes versteht, bildet mit der Wandbank das wichtigste Sitzmöbel. Auch der Vorläufer des Sofas, das Lotterbett, findet sich bereits. Am Ende des Mittelalters verarmt der Adel. Träger der Wohnkultur wird jetzt das Bürgertum.

Aus verschiedenen Anfängen entstehen im elften und zwölften Jahrhundert plötzlich die deutschen Städte. Aus der Burg und dem Kloster beziehen sie Menschenmaterial. Die Hauptmasse der städtischen Bevölkerung aber wandert aus dem Dorfe ein. Denn die Stadluft gibt dem leibeigenen Bauern die Freiheit. Aus dem Dorfe bringt er auch den Bauplan für sein neues Heim mit. Aus der ländlichen Hofanlage wird das Bürgerhaus der Stadt. Da die Hofanlage in den einzelnen Landstrichen sehr verschieden ist, wird schon jetzt

die Mannigfaltigkeit der deutschen Stadthäuser begründet. Die Enge der mauerungsgürteten Stadt macht verschiedene Veränderungen des überlieferten Bauplanes nötig. Die Stirnseite wird schmaler, der stattliche Hof fällt weg oder schrumpft zusammen und wird hinter das Wohnhaus verlegt. Für den Hausgarten mit den bunten deutschen Blumen ist in der Stadt kein Raum mehr; er wird außerhalb der Stadtmauern angelegt. Mit dem Grundriß bringt der Akerbürger auch den Werkstoff aus dem Dorfe mit: das Holz. Holzbauten sind am billigsten und am leichtesten aufzurichten. Steinhäuser waren im Mittelalter wegen der hohen Transportkosten etwas sehr kostspieliges. Weit mehr als den Blockbau pflegt man den Fachwerkbau, namentlich in Norddeutschland, wo der Hausstein fehlt. Hier erhebt sich die Holzarchitektur zur höchsten Vollendung. Noch heute verdanken Städte, wie Hildesheim, Halberstadt, Braunschweig, Goslar, Herford, Hörter, Hannover, ihre stärksten Reize den alten Fachwerkbauten. Die Krone aller Holzbauten ist das Knochenhaueramtshaus in Hildesheim aus dem Jahre 1529. Es zeigt deutlich, welche Sorgfalt die Holzarchitektur auf die Ausschmückung der Fassade verwendet. Das Fleischerwappen und die Schlachtung eines Ochsen künden hier die Bestimmung des Gebäudes an. Neben vielen Prachstücken der Reichstädte schafft Süddeutschland im Kammerzellischen Hause zu Straßburg seinen edelsten Holzbau. Von den Schattenseiten der Holzbauten sei nur die Feuergefährlichkeit erwähnt. Wir können uns heute keinen Begriff mehr machen von dem Ausmaß, das die Feuersbrünste im Mittelalter erreichten. In Schlesien brannten die Städte durchschnittlich alle zwei Jahre ab. Das alte Naumburg wurde durch Brände völlig vernichtet. In der Zeit von 1401 bis 1739 erlebte Altdresden einundfünfzig große Feuersbrünste.

Durch immer schärfere Bauordnungen des Stadtrats und der Landesherren wird allmählich das Holzhaus ver-



Schweizerisches Landesmuseum.

Gartenstuhl des Obersten Heinrich Lochmann in Zürich (um 1660).

drängt. An seine Stelle tritt das Steinhaus, das die Klöster und der Adel zuerst in den Städten errichteten. 1322 erscheint ein Holzhaus den Bürgern von Worms schon als etwas so Ungewöhnliches, daß sie ihm den Hausnamen *domus lignea* (hölzernes Haus) geben. In ganz Norddeutschland, namentlich in Niedersachsen, spielt die Diele eine große Rolle im häuslichen Leben. Sie wird auch in das Stadthaus übernommen, aber den neuen Bedürfnissen angepaßt. Seitdem der Ackerbau und die Viehzucht in der Stadt zurückgehen, wird ihr Umfang wesentlich verkleinert. Der Handwerker nimmt ein Stück ihrer Fläche für seine Werkstätte, der Kaufmann eines für seinen Laden. Am Rhein wie in Süddeutschland finden wir das Bestreben, alle Räume, welche dem Erwerb dienen, im Erdgeschoß unterzubringen. Die Obergeschosse enthalten die Wohnräume der Familie und die Gesellschaftsräume. Der Dachboden dient oft als Warenspeicher.

Die frühesten Häuser der Städte waren meistens armselige Bauten, aus Holz und Lehm aufgerichtet und mit Stroh gedeckt. Als aber das Bürgertum im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert durch den Handel mit Italien, Skandinavien, Rußland und dem Orient zu großem Wohlstand gelangte, als das Handwerk zum erstenmal einen goldenen Boden hatte, da wollten die Bürger ihre politische Macht und ihren Reichtum auch am Wohnbau und seiner Ausstattung zeigen. Seit der Entdeckung Amerikas häuft sich namentlich in Süddeutschland eine Menge Edelmetall an. Hier wetteifern nun die Patrizier an Prunk mit den Fürsten. In der Renaissance ist Augsburg die schönste deutsche Stadt. Hier entsteht 1511 der erste datierbare Renaissancebau Deutschlands. Von hier aus verbreitet sich die Renaissance im deutschen Süden. Für teures Geld läßt man Meister aus Italien kommen, welche den Ausbau des Hauses übernehmen. In dem Doppelhause der reichen Fugger waren die Geschäftsräume von so fürstlicher Pracht, daß man sie die „Guldene

Schreibstube“ nannte. Hier in Augsburg erreicht auch die Fassadenmalerei, die schon in der Gotik mit schlichten Wappen, Tierbildern und Heiligenfiguren einsetzt, ihre reichste Blüte. Und neben Augsburg steht als ein wahres Schmuckkästlein süddeutscher Herrlichkeit das kunstreiche Nürnberg, die Stadt der Gotik und der lieblichen Madonnen. In Österreich aber strebt Wien in der Wohnkultur energisch aufwärts. Norddeutschland empfängt in der Hauptsache durch die Niederlande die Renaissancegedanken. Mit Staunen betrachteten die Reisenden des Auslandes die hohe Entwicklung des deutschen Wohnungswesens. Aeneas Sylvius, der spätere Papst Pius II., rühmt von Nürnberg, seine Häuser seien wahrhaft königlich, und die Könige von Schottland würden sich freuen, wenn sie so herrlich wohnen könnten wie die Nürnberger Handwerker. Die schwache Seite dieser Prunkbauten war die Hygiene. Michel Behaim läßt von 1493 bis 1510 seine Abortgrube nicht entleeren; dann fährt man freilich in dreieinhalb Nächten 108 Karren Unrat heraus. Selbst in den reichsten Häusern wurde die Senkgrube vierzig Jahre lang nicht entleert. Dadurch waren die Häuser der üppigste Nährboden für Epidemien. Der wichtigste Fortschritt, den das Wohnungswesen der Dürerzeit errang, war die bessere Beleuchtung und Beheizung der Wohnräume. Noch 1474 sind in Breslau zahlreiche Fenster mit Papier, Pergament oder Schweinsblase verschlossen. Aber 1510 erklärt bereits die Glaserordnung von Bern: Niemand sei mehr mit kleinen Stofffenstern zufrieden, alles wolle große Glasscheiben und gemalte Fenster. Die Wohnräume des Mittelalters leiden dadurch unter einem Mangel an Licht und Luft, daß die Bürger, um Raum zu gewinnen, jedes obere Stockwerk über das darunterliegende in die Straße vorschoben. Diese „Überhänge“ verschwinden um 1500 immer mehr. Die Gasse und der Wohnraum werden lichter, luftiger; prachtvolle bunte Kachelöfen von riesigen Dimensionen schaffen zum erstenmal



Auch eine Mansardenwohnung läßt sich wohllich und geschmackvoll einrichten, wie die beiden nebenstehenden Ausschnitte zeigen.

Architekt: Max Hoene, München.

Aus: Die schöne Wohnung. Verlag F. Bruckmann AG., München.

auch im Winter einen behaglichen Raum. Prunkgeräte aus Edelmetall und Fayence schmücken die verfeinerten Möbel, seit 1500 beleben Bilder, namentlich Porträts, die Wände. Die Sitzmöbel gewinnen durch Polsterung an Bequemlichkeit.

In der Renaissance hat das deutsche Wohnhaus zum letztenmal eine nationale, scharf umrissene Kunstform. Im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert steht es unter dem Einfluß des italienischen und französischen Palastbaues. Der Dreißigjährige Krieg nimmt ihm auf lange Zeit die beherrschende Rolle, die es im Stadtbilde gespielt hat. Auch der Garten, der in der Renaissance dem Stadthause ein charakteristisches Gepräge gibt, verschwindet immer mehr. Das Rokoko bildet die Brücke zwischen dem alten, schwerfälligen Bürgerhause und der modernen Wohnung. In Frankreich er-

finden bedeutende Architekten jene Raumaufteilung, die uns heute selbstverständlich erscheint. Eine Reihe neuer Räume mit besonderen Zwecken, wie der Salon, das Boudoir, die Bibliothek, die Garderobe, entsteht jetzt. Nicht die Repräsentation bestimmt mehr den Bauplan, sondern die Bequemlichkeit. Die Nachahmung dieser Errungenschaften unserer westlichen Nachbarn ist während der Goethezeit in ganz Deutschland zu bemerken.

Ein besonderes Merkmal des Bürgerhauses ist jetzt die Tapete, die an die Stelle der früheren Vertäfelung tritt. Im siebzehnten Jahrhundert beginnt die Papiertapete die kostbarere Ledertapete zu verdrängen. Seit 1775 stellt man auch aus Leinen, Wachstuch oder bedrucktem Rattum Tapeten her. Große Fenster geben dem Wohnraum mehr Freude und

Heiterkeit. Der Siebenjährige Krieg und die Napoleonischen Kriege lähmen die Bautätigkeit und zwingen zur Einfachheit in der Fassadengestaltung. Mächtern und hausbacken erscheint vielfach das Bürgerhaus der Empirezeit, namentlich in Norddeutschland, wo vielfach eine spartanische Genügsamkeit herrschte. Gustav Freytag gibt uns in seinen „Erinnerungen“ einen interessanten Einblick in sein Elternhaus. „Wie einfach“, schreibt er, „war doch der ganze Haushalt, obgleich die Eltern nach den Verhältnissen jener Zeit in mäßigem Wohlstande lebten. Die Papiertapete galt für einen Luxus, den wir in keiner Wohnstube hatten; die Wände waren mit bunter Kalkfarbe blau, rosa, gelb gefüncht, eine kleine Rosette an der Decke der „guten Stube“ wurde sehr bewundert.





Einfaches Wohn- und Esszimmer.

Architekten: Paul Gieschel und Heinz Siller.

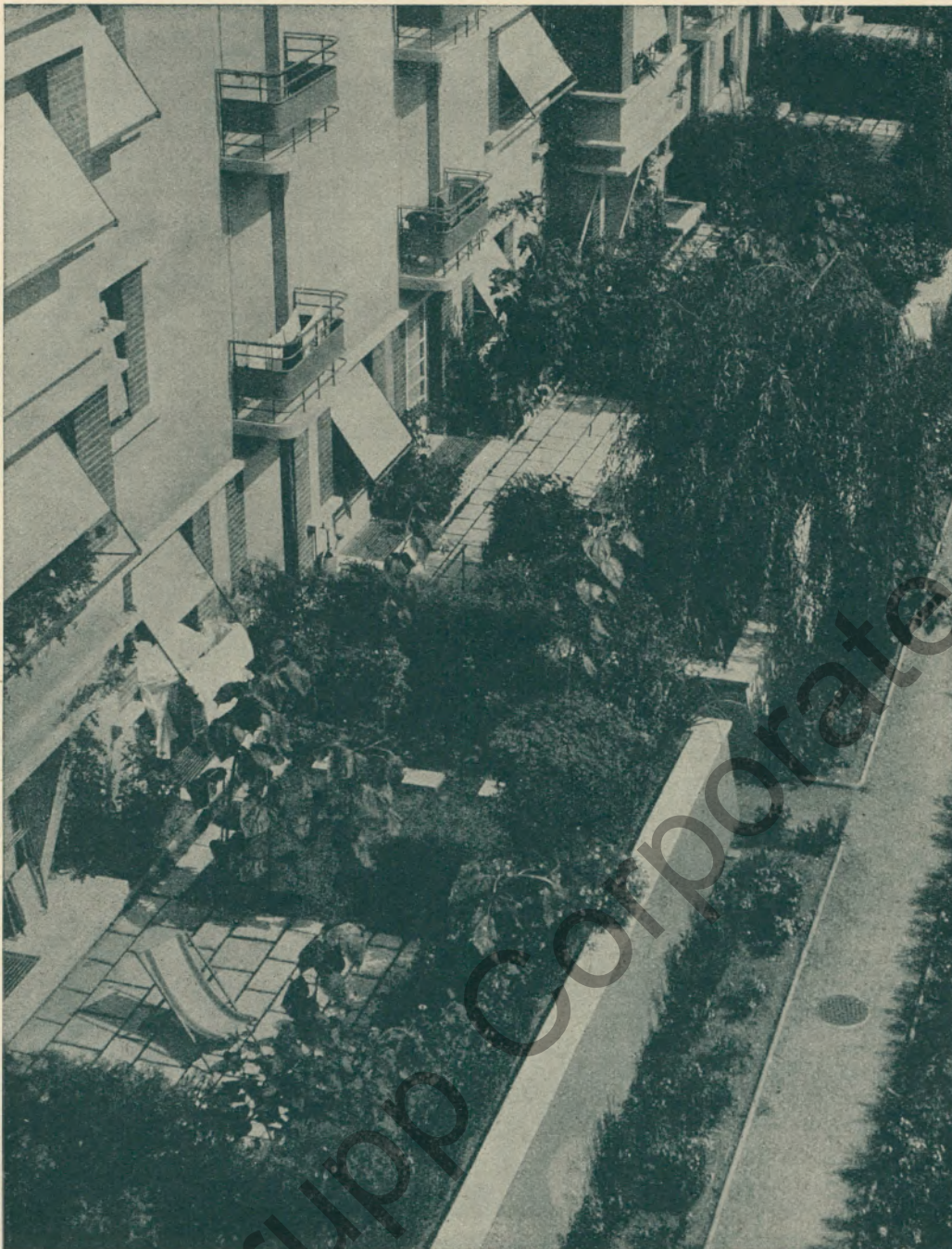
Die Möbel standen geradlinig und einfach, kaum ein altes Stück in Rokoko darunter.“

Erst das Biedermeier schafft wieder gemütvolle Räume, die wir teilweise noch heute nachahmen. Im allgemeinen herrscht aber im neunzehnten Jahrhundert in der äußeren und inneren Gestaltung des Wohnhauses (namentlich seit 1850) eine Verwilderung, die uns heute mit Schauern erfüllt. Das Ornament wird meterweise gekauft und auf die Fassade geklebt, gestickte Schlummerrollen und Deckchen („Nur ein Viertelstündchen!“), Makartbuketts, Glasstürze mit religiösen Figuren und andere geschmacklose Nippsachen verunstalten die bürgerliche Wohnung.

Die Neurenaissance, die Hans Makart mit dem Künstlerkreis des „Österreichischen Museums für Kunst und Industrie“ begründet hatte, stieß durch ihr flaches Pathos, das nicht mehr in die Neuzeit paßte, ab. Der Ruf nach Natur führte zum Japonismus. Über London und Paris drang er in Deutschland ein. Wertvolle stilgeschichtliche Untersuchungen brachten gleichzeitig die japanische Kunst den Deutschen näher. Japanische Fächer, Schirme, Porzellane, Rohr- und Lackarbeiten ziehen in das deutsche Heim ein. Der naturalistische Stil, der sich aus diesen Bestrebungen heraus in der Wohnkunst entwickelte, stellte die Forderung auf: Der Mensch soll sich in seinem Heim vor allem bequem bewegen können. Das Material des Hausrats soll echt, das Ornament nicht mehr eine in losem Zusammenhang stehende Begleiterscheinung

der Geräte sein; es soll vielmehr aus der Konstruktion heraus entwickelt werden. Ein Hauptmotiv der Ornamentik wird jetzt die Blume. Damit kommt auch wieder mehr Farbe in den Wohnraum. Das neue Ringen fand seinen ersten sinnfälligen Ausdruck in der Münchner „Kleinkunst-Ausstellung“ von 1897. Ein flotteres Tempo kam in die Reform des Wohnungswesens durch die Gründung des „Deutschen Werkbundes“ (1907).

Von literarischer Seite aus wurden die Reformbestrebungen besonders durch die Verlage Alexander Koch, Darmstadt, und Franz Bruckmann, München, gefördert. Ihre Zeitschriften wurden eine wertvolle Basis für alle Leistungen der Wohnkultur. Im Oktober 1897 gründete Alexander Koch die Zeitschrift „Deutsche Kunst und Dekoration“. Sie kämpfte für eine mitten im Leben stehende, vom Volke getragene deutsche Kunst. Bruckmann wirkte anregend durch seine Zeitschriften „Dekorative Kunst“, „Die Kunst“, „Das schöne Heim“ und verschiedene Einzeldarstellungen. So wurde das Suchen nach neuen Lebensformen im zwanzigsten Jahrhundert zu einer Revolution des Wohnungswesens, wie man sie früher nie geahnt hätte. Die moderne Wohnkultur betrachtet der Raum als einen lebendigen, besetzten Organismus. Sie verlagert eine Harmonie, welche die Bauteile und den ganzen Kreis der Einrichtungsgegenstände wohlthuend zusammenfaßt. Wie alle großen Kriege, bildet auch der Weltkrieg einen Wendepunkt im Hausbau. Mehr als je wird der Architekt gezwungen, auf dem kleinsten Raum unter



Wir alle kennen die Trostlosigkeit unserer Wohnblockhöfe mit ihren unvermeidlichen Ligusterhecken. Hier sind mit geringen Mitteln Sitzplätze geschaffen, die nicht nur einladend und freundlich sind, sondern deren Bepflanzung einen wertvollen Schmuck der Architektur darstellt. Zu den Wohnungen gehören eine gemeinsame Lagerwiese und ein Kinderspielplatz.

Gartenarchitekten Otto Stoebeles Erben.

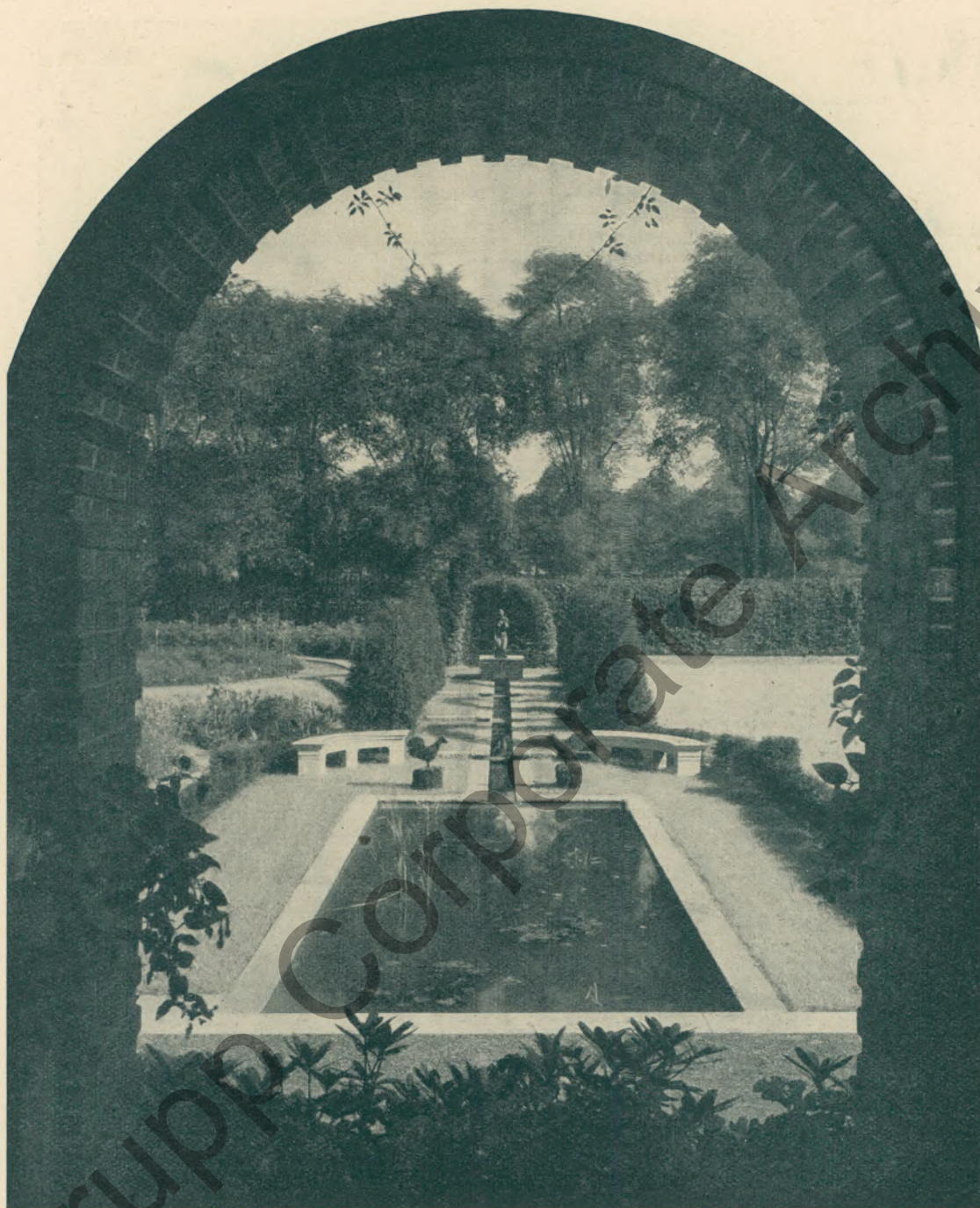
Aus: Valentini, „Zeitgemäße Wohngärten“, Verlag F. Bruckmann AG., München.

größter Sparsamkeit die höchsten Wirkungen zu erzielen. Mehr als je verlangt man von ihm auch praktische Psychologie; denn das moderne Heim ist auf das Seelische eingestellt. Mitten in der zermürbenden Flut von Lärm, Kampf und Arbeit soll es eine Zuflucht, eine Kraftzelle sein, in der Geist und Körper Genesung und neue Kräfte finden. Zu den Mitteln, die früheren Epochen bei der Ausgestaltung des Heims zur Verfügung standen, treten all die praktischen Erfindungen der Technik und eine hochentwickelte Hygiene.

Eine Errungenschaft unserer Tage ist die neue Gartengestaltung, die den Wohngarten zu einer Quelle der Entspannung, des Ausgleichs und einer Möglichkeit der Körperkultur in Licht, Luft und Sonne macht. Der Wohnraum wird durch Terrassen und Balkone ins Freie getragen, ein werktätiges Gartenleben schafft seelische Beziehungen zu Baum und Blume, reinigt den Organismus und lenkt von den Sorgen und Lasten des Alltags ab.

Nach ihrem Grundsatz „Der Mensch ist der Mittelpunkt des Raumes“ strebt die heutige Wohnungskunst danach,

Persönlichkeitskunst zu werden. Aller überflüssige Zierat soll als beunruhigend verbannt sein. Durch die Farbe des Raumes und seiner Einrichtung, durch den echten Werkstoff, die Blume, fein abgestimmte warme Textilien sucht der Innenarchitekt bald zu beruhigen, bald Kräfte zu wecken. Immer aber will er den Bewohner des Raumes ästhetisch fördern, oft genug zu besserem Geschmack erst erziehen. Niemals hat die Technik ein so entscheidendes Wort im Wohnungswesen gesprochen wie heute. Sie soll und kann dabei einen Teil der sozialen Frage lösen. Der berufstätigen Frau und jener, die nicht auf fremde Schultern die Arbeiten ihres Haushaltes abwälzen kann, stellt sie ein Heim, insbesondere einen Arbeitsraum hin, bei dem alles auf Ersparung von Geld, Zeit und Kraft eingerichtet ist. Zweckmäßige Geräte und Anordnungen ermöglichen einen rationellen, auf das geringste Maß beschränkten Arbeitsverlauf. Damit steht Deutschland in der Ausgestaltung des Wohnungswesens nach künstlerischen und praktischen Gesichtspunkten unter allen Völkern der Erde an erster Stelle.



Landhausgarten.

Architekt:
Oswald Voelke.

Deutsche Gartenkultur.

Von Gartenarchitekt Oswald Voelke, Düsseldorf.

Jedes Land und Volk hat seinen besonderen Charakter, seine besonderen Eigenschaften, welche nicht unwesentlich das Kulturleben und die Lebensgewohnheiten bestimmen. Dies prägt sich auch im Garten aus. Der Franzose liebt immer noch seinen Renaissancegarten mit geraden Beeten, reicher Ornamentik und axialer Aufteilung; der Engländer kann sich nur schwer von seinem repräsentativen Garten, verbunden mit landschaftlichen Motiven, trennen.

Während bei diesen beiden Völkern seit langem ein gewisser Stillstand festzustellen ist, macht sich bei uns in Deutschland, nicht zuletzt durch die bahnbrechenden Bemühungen von Pro-

fessor Schulze-Naumburg, ein Gestaltwandel bemerkbar, dessen Anfänge bis zur Jahrhundertwende zurückzuverfolgen sind. Immer mehr überwinden wir den früher aus England übernommenen Landschaftstil mit Schnörkelwegen, Lavagrotten, Gnomen und Rehen, kleinen Brücken und Zementteichen, und immer stärker besinnen wir uns auf den Zweck, welchen heute der Garten zu erfüllen hat: als Quelle der Gesundung, Kraft und Freude zu dienen.

Der Ziergarten der Vorkriegszeit kam diesem Gedanken schon nahe, war aber mehr auf Zierde und Aufmachung als auf Zweck und Wohnglidigkeit abgestimmt und konnte noch kein



Eine Rosenterrasse vermittelt den Übergang vom Hause zum Liegerasen.

Architekt: Oswald Woelfke.

rechter Vermittler zwischen Mensch und Natur werden. Erst die Notjahre nach dem Kriege haben uns die Augen geöffnet, haben uns den ungeheuren Wert auch des kleinsten Stückchens Garten als Gesundheitsborn und Ersatz für kostspielige Bäder erkennen lassen.

Eine neue deutsche Wohnkultur setzte ein! Durch Ärzte und Architekten unterstützt, erscholl der Ruf nach Licht, Luft und Sonne, nach Körperkultur und Naturverbundenheit. Das neue Wohnhaus öffnet seine Räume der Sonne, dem Garten. Sonne und Licht sollen in die Räume hineinfluten. Diese neue Lebensauffassung setzte sich auch im Garten durch. Wir wollen mit ihm nicht mehr Effekte erhaschen oder repräsentieren, wir wollen in ihm leben, wirken, uns erholen; es soll ein Platz sein, wo uns immer wieder neue Freuden überraschen und wo sich Herz und Gemüt ausleben an dem ungeheuren Reichtum, den die Natur für uns bereit hat. Wir möchten unsern Garten, unser Fleckchen Erde von Herzen lieb gewinnen.

Daß dieser Garten aber den jeweiligen Ansprüchen seiner Besitzer angepasst und eingerichtet sein muß, ist leider noch nicht überall anerkannt worden. Sonst würden wir nicht auf so unendlich viele Schema- oder Reißbrettgärten stoßen, mit welchen in der Regel der Besitzer sich nicht befreunden kann. Und ach, wie reizvoll ließe sich der Garten mit den gleichen Mitteln gestalten!

Allerdings, eine Voraussetzung ist für die richtige Gartengestaltung unerlässlich: Wir müssen uns klar darüber werden, wie wir draußen leben wollen, ob wir den Garten als Zier- oder Nutzgarten benötigen oder als Gesundheitsborn betrachten und auswerten wollen.

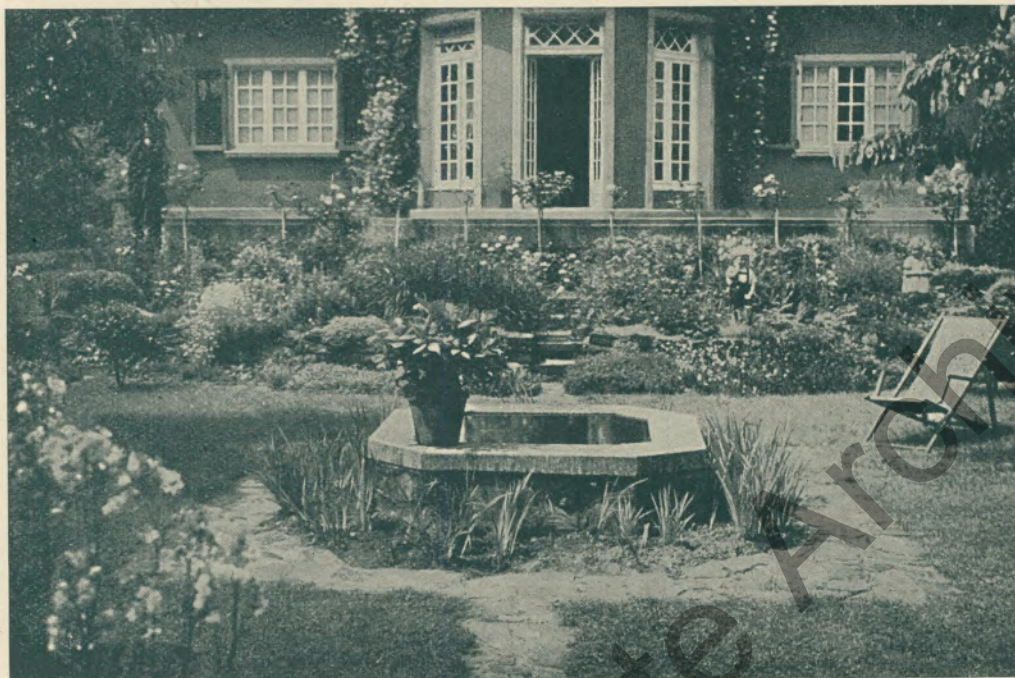
Alle diese Ansprüche bedingen eine entsprechende Formgebung und Aufteilung des Gartens. Hiervon hängt auch viel die Summe der Unterhaltungsarbeiten im Garten ab. Er muß heute möglichst wenig Arbeit machen! Er muß also praktisch und zweckmäßig geplant und gestaltet sein. Selbstverständlich erfordert aber auch der bestdurchdachte und gut angelegte Garten seine Pflege und Unterhaltung. Im Hause versteht es sich von selbst, daß täglich gepußt und gereinigt wird, obwohl man es hier nur mit toten Dingen zu tun hat; warum soll also der Garten, wo alles lebt, wächst und Freude spendet, keiner Pflege bedürfen?

Auf große Bäume, viel Ziergehölz und allzu breite und viele Wege müssen wir im Kleingarten verzichten. Die hohen Bäume würden bald alles erdrücken und die liebe Sonne nicht mehr in den Garten hineinlassen. Kleine Heckenlauben von Hambuchen, Rosen oder Linden, gegen fremde Einblicke Hecken rings um den Garten herum schaffen auch genügend schattige Plätze im Garten, wenn die Sonne es gar zu gut meint. Mit Hilfe der Pflanze gestalten wir den Gartenraum; der Liege- und Spielrasen soll groß genug sein, um sich auf ihm bequem ergehen zu können, er muß das Gartenbild beherrschen und eine wohlthuende, beruhigende Wirkung ausüben.

Wie unendlich reich ist das Gebiet der Pflanze, wenn wir sie für ihren besonderen Zweck auswählen wollen! Aus diesem Reichtum soll nur das ausgesucht werden, was gerade für diese Lage, für diesen gedachten Zweck das Richtige ist. Wir wissen, daß bei geschickter Zusammenstellung die Staudenrabatten vom Frühling bis zum Herbst ununterbrochen blühen können, und daß ihre Höhe, Blütezeit, Farbe und ihr Lichtbedürfnis dabei eine große Rolle spielen. Ob diese oder jene Stauden weit überwuchern und ihren wertvollen Nachbar erdrücken oder ob sie kurz oder lange blühen oder nach der Blüte wieder absterben oder ihr Laub behalten. Bei der Auswahl der Ziergehölze müssen die gleichen Fragen beantwortet werden, doch spielt bei diesen der Wuchs, ob breit oder schmal wachsend, ob niedrig oder hoch, ob hängend oder flach wachsend, eine ganz besondere Rolle neben der Farbe des Laubes und der Blüte. Die jahrelangen Bemühungen der Staudenzüchter haben Wunder der Blüte und Haltbarkeit der Pflanze hervorgebracht. Jedes Jahr bringt neue Schöpfungen heraus. Die Staudenpreise sind daher auch ganz verschieden. Während halbhohes und höhere Stauden in bewährten älteren Sorten für etwa 40 Pf. das Stück zu haben sind, kosten bessere Sorten je nach Art und Sorte in neueren und neuesten Züchtungen 50, 70, ja auch 100 Pf. das Stück (in größeren Mengen entsprechend billiger). Polsterstauden und Steingartenpflanzen kann man schon für 20 und 30 Pf. haben. Auch die Rosenzüchter haben viele schöne neue Sorten und Farben hervorgebracht; die Preise sind auch je nach Sorte verschieden und schwanken zwischen 30, 40 und 50 Pf. das Stück; manche Sorten sind auch etwas billiger.

Auch auf kleinem Raum
kann ein Gartengarten an-
mutig wirken. Der Haus-
terrasse vorgelagert,
rahmt er den Liegerasen
vom Frühling bis zum
Herbst mit seinen
Blüten ein.

Architekt: Oswald Boeske.



Im Garten unserer Zeit gestalten wir nach den Gesetzen der Zweckmäßigkeit; mit Hilfe einzelner, eventuell mit Platten belegter Wege erreichen wir eine ruhige Gesamtwirkung. Plattenwege werden mit dem Rasen bündig gelegt ohne Steinkante, so daß wir beim Mähen des Rasens bequem über die Ranten gehen können. Der Rasen ist nicht nur Bier-
rasen, sondern der tägliche Tummelplatz der Familie zum Liegen, Sonnen, zu Spiel und Sport. Durch geeignete Auswahl der Saatmischung können wir ihn haltbar und widerstandsfähig machen. In jedem größeren Garten soll man auch für genügende Bewässerungsmöglichkeit sorgen, daher beizeiten im Hause einen Anschluß für die Wasser-
leitung vorsehen und diese zweckmäßig im Garten verteilen. Dem Spielplatz, Sandkasten und Planschbecken gebe man stets einen sonnigen Platz. Der Sand im Sandkasten muß mindestens 70 Zentimeter tief sein, da Kinder tief buddeln und sonst leicht den Erdboden mit dem Sand vermischen.

Ich höre in Gedanken den naheliegenden Einwand: Planschbecken? Das ist doch eine unerschwingliche Angelegenheit!

Nein, um Zahlen zu nennen und damit den Einwand auf sein berechtigtes Maß zurückzuführen: Je nach Art und Größe lassen sich flache Planschbecken von 6 bis 9 Quadratmeter Größe schon für 150 bis 200 RM. herstellen.

Tiefe und Größe des Planschbeckens richten sich ganz nach dem Alter der Kinder. Solchen von ein bis vier Jahren genügen ganz flache Becken von etwa 30 Zentimeter größter Tiefe; ältere Kinder bis zu zehn Jahren wollen gern 50 bis 60 Zentimeter Wassertiefe haben; größeren Becken, welche zum Schwimmen dienen, gibt man gern eine Tiefe von 60 bis 80 Zentimeter und darüber. In jedes Becken müssen breite Stufen herabführen; der Boden soll allmählich zur tiefsten Stelle abfallen. Ist kein Kanalan Anschluß möglich, so soll der Abfluß in eine mit Steinen angefüllte Sickergrube führen. Je schwerer und undurchlässiger der Boden ist, um so größer muß die Grube sein. Zur Abdeckung des Beckenrandes wähle man Naturplatten, welche sich dem Gartenbild einfügen und dauerhaft sind. Die Füllung des Beckens erfolgt entweder mit Leitungswasser oder aus anliegenden

Bächen. Die Zuleitung des Regenwassers vom Hausdach hat sich im allgemeinen nicht bewährt. Das verbrauchte Badewasser kann man zum Blumengießen verwenden.

Recht wirkungsvoll ist auch eine Verbindung von Plansch- und Zierbecken. Während auf der einen Seite des Beckens die Kinder im Wasser tummeln, wird das Becken auf der anderen Seite von einem kleinen Teich mit Seerosen, Wasser-
lilien und Cumpfsgräsern umrahmt. Die Trennungswand wird mit einzelnen Trittplatten belegt, auf welchen man zwischen den beiden Becken hindurchlaufen kann.

Liegt der Garten tiefer als das Haus, so können wir auf halber Höhe eine durch Trockenmauern abgestützte Blumen-
terrasse schaffen und gelangen von dieser auf Bruchsteinstufen in den eigentlichen Wohngarten oder Liegerasen. Bei nur geringen Höhenunterschieden bringen wir die Wohnterrasse mit dem Liegerasen in unmittelbare Verbindung, sicherlich die idealste Vereinigung von Haus und Garten. Wie schön läßt sich ein Gartentwohnraum an eine offene Terrasse an-
schließen, wenn sie sich ohne hohe Brüstungen zum Garten öffnet. Wie wir von der Diele des Hauses in die einzelnen Wohnräume gelangen, so wünschen wir auch von den Wohn-
räumen aus einen bequemen Zugang zum Garten. Wir wollen die Schönheit des Gartens und all seiner Blumen in die Wohnräume hineinschauen lassen.

Die Herstellungskosten eines Gartens sind abhängig von seiner Größe, Bodenbeschaffenheit und seiner Gestaltung und Einrichtung. Sie sind auch von vielen örtlichen Dingen, wie Arbeitslöhnen, vorhandenem Material usw., zu errechnen. Erfahrungsgemäß schätzt man die Anlagekosten eines Gartens je Quadratmeter für Wohngärten bei ganz einfachen, kleineren Gärten auf 1 bis 1,50 RM., bei reicheren Gärten mit Platten-
wegen, Trockenmauern, Planschbecken und wertvollen Pflanzen auf etwa 1,50 bis 2,50 RM. Stehen größere Flächen zur Verfügung, so ist die Herstellung des Gartens entsprechend billiger.

Am billigsten wird immer der Garten sein, welcher von vornherein gut durchdacht und geplant ist, sich in ruhigen, klaren Linien aufbaut und bei guter Vorbereitung ohne wesentliche Unterbrechung zur Ausführung kommt.

Vom Sport des Geistesarbeiters.

Von Dr. Karl Franz Hoffmann, Dachau.

Jeder Beruf beeinflusst die Gesundheit im Lauf der Jahre mehr oder weniger ungünstig, sei es durch eine einseitige Beanspruchung des Körpers oder durch allgemein ungesunde Arbeitsverhältnisse. Beim Geistesarbeiter wird der Gesundheitszustand herabgesetzt durch das viele Sitzen sowie durch den langen Aufenthalt in abgeschlossenen und oft schlecht gelüfteten Räumen. Die eigenartige, zusammengesunkene Körperhaltung bei der Ausübung geistiger Arbeit führt zu einer oberflächlichen Atmung, wodurch die Bauchatmung vernachlässigt wird. Infolgedessen kommt es zu Störungen im Blutkreislauf. Vor allem treten Stauungen und Blutüberfüllung in den Bauchorganen auf, so daß das Verdauungsgeschäft im Darne wesentlich gehemmt wird. Es kommt zu unangenehmen Erscheinungen, z. B. Völlegefühl und Aufgeblähtsein. Durch die Aufnahme allzu reichlicher Mahlzeiten verschlimmern sich die Beschwerden um ein Mehrfaches.

Die wenig natürliche Lebensweise eines Geistesarbeiters verursacht allmählich eine beträchtliche Abnahme der Arbeitskraft und der Arbeitsfreude, wenn nicht durch das Treiben von Sport und Leibesübungen die gesundheitlichen Nachteile ausgeglichen werden. Auch der Geistesarbeiter darf nie vergessen, daß Bewegung Leben ist. Durch Muskeltätigkeit werden Stoffwechsel und Atmung angeregt, so daß der Körper rasch von seinen Schlacken befreit wird.

Das Problem: „Wie kann der Geistesarbeiter seinen Körper durch Sport und Leibesübungen stählen?“ sei im folgenden kurz besprochen. Jeder Geistesarbeiter sollte täglich mindestens eine Stunde in frischer Luft sich aufhalten. Zweckmäßig ist es, den Weg von und zum Büro teilweise oder ganz zu Fuß zurückzulegen. Auch ein Spaziergang am Abend in den Parkanlagen, am Flußufer oder in der freien Natur beeinflusst den Körper günstig, da durch das Spaziergehen der gesamte Körper beansprucht wird. Ferner sollen täglich Freiübungen (Gymnastik) vorgenommen werden. Auch diese Gesundheitsmaßnahme erfordert nur einige Minuten Zeit am Tage, die jeder bei systematischer Einteilung seiner berufsfreien Zeit für die Pflege seines Körpers übrig haben sollte. Empfehlenswert ist es, täglich morgens nach dem Aufstehen, in der Mittagspause sowie am Abend vor dem Schlafengehen fünf bis zehn Minuten lang Frei- und Atemübungen vorzunehmen. Im

Büro ist nach einer langen anstrengenden Tätigkeit eine kurze Pause einzuschalten, in der man, statt eine Zigarre oder Zigarette anzuzünden, einige gymnastische Übungen tunlichst am offenen Fenster ausführt. Wer sich angewöhnt hat, zwischen der Schreibtischarbeit von Zeit zu Zeit sich körperlich zu betätigen, wird bald am eigenen Körper die wohlthätige Wirkung spüren.

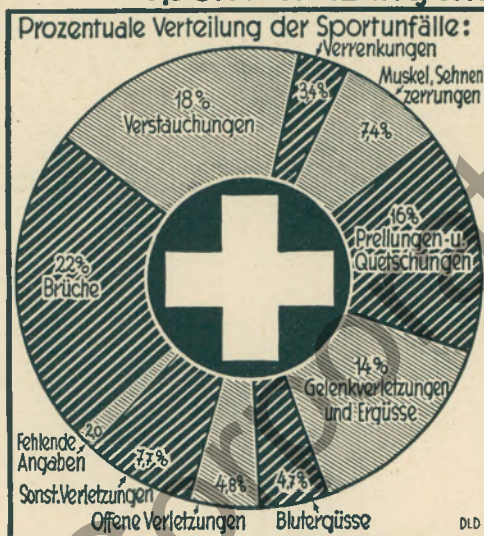
Sonn- und Feiertage müssen in erster Linie für die körperliche Erholung nutzbar gemacht werden. Durch Wanderungen in der prächtigen Natur, durch Bergsteigen, Schilaufen, Schwimmen, Radfahren sowie durch Ausübung anderer Sportarten kann der Organismus eine vorzügliche Kräftigung erfahren, wenn jede Überanstrengung vermieden wird. Für Rekordleistungen ist jedoch der Geistesarbeiter meist nicht geeignet. Vielfach wird durch eine körperliche Überanstrengung mehr Schaden als Nutzen gestiftet. Ein Mindestmaß an körperlicher Betätigung sollte aber jeder Geistesarbeiter einhalten. Täglich müssen neben Kopfarbeit Körperbewegungen durchgeführt werden. Falsch ist es, zu glauben, man könne den Bedarf an körperlicher Betätigung auf einen Sonntag oder gar auf ein paar Wochen Urlaub im Jahre zusammendrängen. Der Rhythmus des Lebens vollzieht sich an einem Tage, nicht in einer Woche, geschweige denn in einem Jahr.

Da Gesundheit Reichtum ist, so sollte aber jeder Geistesarbeiter bestrebt sein, durch Ausübung eines besonderen Sportes oder durch Turnen seinen Körper zu vervollkommen. Sehr zu empfehlen ist, Mitglied eines Turn- und Sportvereines zu werden, wo man im Kreise gleichaltriger Leute den Leibesübungen huldigen kann. Die sportärztliche Beratung in derartigen Vereinen gibt

heute Gewähr, daß die Leibesübungen den körperlichen Fähigkeiten eines jeden einzelnen angepaßt werden. Auch kann durch besonderes Rürturnen die einseitige Beanspruchung des Organismus durch den Beruf ausgeglichen werden.

Durch regelmäßige Leibesübungen bessert sich der Gesundheitszustand des Geistesarbeiters, so daß auch die Unlustgefühle, z. B. schlechte Laune und große Reizbarkeit, verschwinden und die Lebensfreude wiederkehrt. Jeder Schreibtischarbeiter sollte daher merken, daß regelmäßige Bewegung nötig ist, um Leib und Seele jung zu erhalten, und — dementsprechend handeln.

Welcher Art sind die Sportverletzungen?



Welcher Art sind Sportverletzungen?

Die nachstehenden Zahlenangaben sind einer Verarbeitung der Zentralstelle für Leibesübungen über Sportverletzungen entnommen. Als Unterlagen wurden die Unfallmeldungen der sogenannten Jugendpflegeversicherung in Preußen herangezogen. Es handelt sich hierbei um 2 251 844 versicherte Jugendliche, von denen 13 662 Unfallmeldungen vorlagen. 1916 Unfälle hiervon betrafen weibliche Jugendliche. Bei einer durchschnittlichen Unfallhäufigkeit von 6000 in Preußen entfallen 3046 Unfälle auf Brüche, 2433 auf Verstauchungen, 2153 auf Prellungen und Quetschungen, 1907 auf Gelenkverletzungen, 1029 auf Muskel- und Sehnenzerrungen, 680 auf offene Verletzungen, 672 auf Blutergüsse, 469 auf Verrenkungen, 1064 auf sonstige Verletzungen und Krankheiten. Bei 290 Unfällen fehlen nähere Angaben. Einzelheiten der statistischen Untersuchungen sind in der Veröffentlichung des Deutschen Archivs für Leibesübungen Berlin enthalten.

Werkstudent im wilden Westen.

Von
Ernst Stolper.



Wasserfall im Yellowstonepark.

Aus: D. E. Hoppe „Amerika“.

II. Kupfer in Montana.

Der reichste Berg der Welt.

Die große Kupferstadt Butte im Nordteil der Rockies läßt sich nur mit Johannesburg vergleichen, dem Goldcamp Südafrikas. Der Butte Hill wird von seinen Bewohnern als der reichste Berg der Welt gerühmt. Die Reise dorthin ist ein ständiges Überqueren kahler, felsiger Hochebenen, die mit kargem Sagebrush bewachsen sind, und ein Übersteigen von massigen Bergzügen, die sich von Nord nach Süd darüber hinziehen. Auf dem Paß eines dieser Granitrücken sieht man hinunter auf eine weite, öde, von rauhen Winden bestrichene Hochfläche, die etwa 500 Meter tiefer, aber immer noch 1700 Meter hoch liegt. Sie ist umrahmt von zerklüfteten Felsketten, auf denen teilweise noch Schnee liegt.

Kupfer ist der Odem, der dieser kahlen Einöde Leben einhaucht. Inmitten der Ebene erhebt sich der Butte, eine zunächst kaum ins Auge springende felsige Anhöhe. Man ent-

deckt bald, daß sie voll Leben ist wie ein Ameisenhaufen. Es gibt dort kaum einen Stein, der nicht umgewendet worden ist, und aus der Ferne leuchten hell im Sonnenschein die Granithalden, die ihn über und über bedecken. Da sieht man zahllose Fördergerüste von den Kupfergruben, ein Bild, nicht unähnlich Eisleben mit seinen Berghalden und Schachttürmen. Auf einem ganz engen Raum drängen sich, wie man bei der Ankunft in Butte erst sieht, unzählige Maschinenhallen, Schacht- und Ventilatorengelände und Erzkunker zusammen, und dazwischen liegen in Serpentina die Gleise der Eisenbahn, die das kostbare Gut fortzuschafft. Auf einem Raum, nur so groß wie der Wannsee, liegen fast ebensoviel Schächte wie im ganzen Ruhrgebiet. Zwischen den Schachtanlagen und um den Butte herum baut sich die Stadt Butte, eine ganz nebensächliche Angelegenheit. Sie sieht reichlich provisorisch aus, auf Abbruch gebaut, verwehrloft und verräuchert, ein

trauriges Beispiel des typisch amerikanischen Großindustrietreibens, das nur das einzige Ziel kennt, „etwas herauszuwirtschaften“, ohne sich um gesunde soziale Verhältnisse und eine erfreuliche Entwicklung der aufblühenden Stadt zu kümmern. Das würde verhältnismäßig wenig kosten in diesem Lande, in dem so viel Geld verschleudert wird, aber es liegt dem vorwärtstürenden amerikanischen Pionier des Westens nicht.

Der Butte Hill ist mit verfallenden Industrieschuppen, Schrottplätzen und Abfallhaufen übersät. Zwischen Zechen und Maschinenhallen verstreut liegen die lieblosen Holzbaracken der Bergleute. Butte ist eine der interessantesten und zugleich eine der häßlichsten und ärmlichsten Städte Amerikas, während es sich rühmt, den reichsten Schatz der Welt in seinem Schoß zu tragen. Der trostlose Eindruck dieses Bildes steigert sich noch dadurch, daß auf zwanzig Kilometer im Umkreis das bißchen Wald völlig kahl gesengt ist durch die scharfen Dämpfe von Schwefeldioryd und Arsen, die früher dem Butte-Schmelzer entströmten. Er ist heute längst stillgelegt, zugunsten des modernen gewaltigen Schmelzers im nahen Anaconda, aber noch auf Jahrzehnte hinaus wird dies versengte Land zur Unfruchtbarkeit verdammt sein.

Als ich nach Butte kam, war die Stadt halb ausgestorben. An vielen Häusern waren die Fenster mit Brettern vernagelt, und überall stand: „Zu verkaufen!“ Freilich, als ich ein Vierteljahr später aus dem benachbarten Anaconda fortging, gab es in Butte kein einziges „Zu verkaufen“ mehr — im Gegenteil: fieberhaft wurden Häuser zusammengezimmert: vier Pfähle eingerammt, Bretter als Wände daran hochgezogen, ein Dach drauf, Türen und Fenster eingehängt — fertig! Billig und schnell! Damals gab es viele Zelte im Stadtbezirk; halbfertige Häuser, deren provisorisches Dach eine Zeltbahn bildete, wurden von mehreren Familien bewohnt — was man in Butte schon „Familien“ nennt. Es gab kein Einwohnermeldeamt in der Stadt, aber man schätzte sie auf 32 000 Einwohner bei meiner Ankunft — und auf 60 000, als ich ging. Wie kam das?

Der Kupferpreis war, als ich kam, 12 Cent das Pfund, und als ich ging, 22 Cent, nachdem der Höchstpreis von 24 Cent bereits überschritten war. Das erste, was der Kumpel in Butte vornimmt, wenn er morgens aufsteht, ist, daß er nach dem Kupferpreis fragt. Die Metallbörsen in Newyork und London und der Gelbgießer bei Aaron Hirsch in Eberswalde in der Mark bestimmen, ob man sich in Butte im Freudentaumel bevorstehender Hochkonjunktur einen Rausch antrinkt oder ob man mürrisch seine Siebensachen packt und eine tote Stadt verläßt, wenn die Schächte stillgelegt, die Schmelzöfen gedämpft werden. Wer wird in Butte gediegene Steinhäuser bauen! Wer weiß, ob nicht in fünfundzwanzig Jahren oder auch schon in fünf Jahren die unterirdischen Schätze erschöpft sind oder ob die Laune der Börse ihre Gewinnung noch lohnend erscheinen läßt?

Balkan in Butte.

Butte beschäftigt in seinen guten Zeiten 15 000 bis 20 000 Bergleute, zum weitaus größten Teil junge, raube Brüder aus aller Herren Ländern, die nicht mit Heimweh und Weib und Kind belastet sind. Sie durchstreifen den ganzen Westen und geben eine kurze Gastrolle in Butte, um weiterzuziehen, wenn sich hier die Sonne in Wolken hüllt — sei es in Wirklichkeit, wenn der harte Winter kommt und man von Kalifornien und Texas träumt, sei es, wenn die mit dem Wetter an wechselnder Laune wetteifernde Börse die Wolken einer Metallbaisse über die Kupferstadt treibt. Fünfundsiebzig Prozent der Bergarbeiter bleiben in Butte nicht einmal einen Monat! Dies ist die wichtigste Voraussetzung, mit der der Ingenieur hier rechnen muß; das Arbeiterproblem setzt jeder Rationalisierung ihre Grenzen.

Der rasche Wechsel der Arbeiterschaft ist die Ursache für

die geringe Leistung je Kopf der Belegschaft. Da die Leute doch nur so kurz bleiben wollen, hat keiner Lust, sehr eifrig zu arbeiten. Denn was kommt es darauf an, ob er eine Woche früher oder später entlassen wird?

Die Kupfergesellschaft hat prachtvolle Maschinen; möglichst alles geschieht automatisch, wirtschaftlich bis auf die dritte Stelle nach dem Komma. Aber in der Frage der Arbeiterschaft gibt es keine mathematische Konstante. Um sie zu halten, werden große Summen in den Rachen dieses Molochs geworfen. Die Löhne in den Bergwerken des Westens sind hoch, aber doch immer noch nicht hoch genug, um ordentliche Amerikaner in die heißen Gruben zu locken. So ist man völlig auf die Einwanderung angewiesen.

Das Straßenbild Buttes ist so bunt wie das eines großen Hafens. Der geborene Amerikaner ist hier der seltenste Gast. In bestimmten Stadtvierteln hört man aus den abendlichen Schnapskneipen rührselige Lieder in vielstimmigem Chor. Es sind die Waliser, deren Kolonie in Butte die größte ist, und deren Englisch, soweit sie nicht ihre feltische Heimatsprache sprechen, den typischen Akzent in der Stadt bildet. Köstlich ist es, den blutrünstigen Schwüren eines Steigers zuzuhören, der die alten Bergmannsbräuche seiner Vorfahren aus Cornwall mitbringt. Andere Stadtteile und ganze Gruben sind fast rein slowenisch, kroatisch oder serbisch. Man muß nur einmal unbeteiligter Dritter sein, wenn ein serbischer Häuer so eine Canaille von slowenischem Lehrhäuer als Kumpel hat! Da begreift man im fernen Amerika, warum der Balkan das Pulverfaß Europas ist. Italienisch hört man, Polnisch, Griechisch, Ungarisch, Rumänisch — selten Deutsch. Und dazu kommen die Farbigen. Dem Neger ist es hier zu kalt, und auch die vor Kälte schlotternden und dick verpackten Mexikaner sieht man selten. Dagegen sind Koreaner und Mandchus häufiger anzutreffen und auch Chinesen aus Schantung oder gar aus der Mongolei. Unter den Beamten sind einige Russen, die die rote Welle der Revolution über die Landesgrenzen gespült hat. Unter diesen schwermütigen, heimwehkranken Menschen fand ich manch tiefe Seele, die hier im rauhen Westen verkümmert war.

Ich denke an die Freundschaft, die ich mit Wladimir B. schloß, einem russischen Auswanderer aus Ufa am Ural mit heißen, ernsten, unfertigen Augen. Er hatte in Jekaterinburg studiert, als die Revolution ausbrach. Da war ihm nichts anderes übriggeblieben, als „Freiwilliger“ in der Armee der Weißgardisten zu werden. Mit seiner weichen, melodischen Stimme konnte er lange erzählen: von der Ermordung des Zaren, die in Jekaterinburg zur Zeit seines Aufenthaltes geschah. Oder wie er mit Kolttschak durch die endlosen Ebenen Sibiriens geritten war, bis er nach dessen Ermordung in die Mandschurei und endlich nach China fliehen mußte. Hier schlug er sich mit erniedrigender Arbeit durch, um endlich ins Land der Freiheit und Demokratie überzusiedeln.

Dies Schicksal ist ein Stück Weltgeschichte, die da aufhört, mit großen Lettern in das Historienbuch eingeschrieben zu werden, wo der aristokratische Russe — Wladimirs Vater war General des Zaren — im fremden Amerika anfang, sich mit Schippe und Hacke sein Brot zu verdienen. Er verachtete dies Land, das er als kulturell sich unterlegen betrachtete. Aber er mußte sich ihm unterordnen. Mühsam quälte er sich durch ein sorgenvolles Studium. Und nach bestandnem Examen war er hier in die Einöde eines westlichen Bergwerkes gekommen, wo er als unbeholfener, gebuldeter Ausländer sich langsam in eine immer noch recht untergeordnete Stellung emporgearbeitet hatte.

Sechs Jahre Amerika haben aus dem ehrgeizigen, strebenden, feingeistigen Wladimir den glattgescheitelten, lächelnden, innerlich ausgezehnten Waldemar gemacht. Niemand sieht etwas außer Smiling Waldemar, niemand hat Verständnis für seine Heimat, das verhaßte, gefürchtete und so



Fritz Schimmler.

Wasserwirbel im Trichter.

Aus „Das deutsche Sichtbild 1933“.

unendlich unbekannte Sowjetrußland, noch für seine Sehnsucht. In Butte hat er hundert Bekannte — keinen Freund. Die Mädchen bewundern ihn mit geheimer Scheu — er findet sie ein glühendes Spielzeug. Rußland ist für ihn verschlossen, und hier frist ihn langsam die innere Leere.

Mit Wladimir war ich ein Herz und eine Seele von der ersten Minute an. Was ist doch der Hauch dieses alten Europa, dieser unsichtbare, unbeschreibbare Funke, der von Europäer zu Europäer springt, wenn man sich im fernen Ausland trifft? Ich hatte den Russen kaum kennengelernt, da begrüßten wir uns schon in derselben Gedankenwelt, in derselben geistigen Sehnsucht hier im gemeinsamen Ausland.

Prohibition.

Montana war einer der drei Staaten, die es abgelehnt hatten, von sich aus die Prohibition zu unterstützen. Folglich hatten die sieben Beamten der Bundesregierung allein die Aufgabe, achtzugeben, daß die 700 000 Einwohner dieses Landes keinen Alkohol tranken. Die Beamten wußten, daß ihr Leben auf dem Spiel stand, und sie wußten auch, daß ihr Posten eine sehr einträgliche Pfründe sein konnte dank der Bestechungsgelder. Leute, die ihnen diese vorenthielten, kamen zur Kur ab und zu mal ins Gefängnis, was sie als gute Reklame ihres Alkoholhandels betrachteten. Ich habe in Butte erlebt, wie vierzig Bootlegger (Alkoholschmuggler) auf einmal verurteilt und eingesperrt wurden — ich habe noch nie eine so tolle Orgie von Betrinken gesehen. Die ganze Stadt trank aus Protest.

Die überragende wirtschaftliche Macht Montanas ist die Anaconda-Gesellschaft mit ihren Kupfer-, Zink- und Silbergruben, ein Staat im Staate, der eigene Wälder zur Deckung seines Holzbedarfs sowie eigene Eisenbahnen und Kohlengruben besitzt. Es ist berechtigt, daß diese Macht, der der Staat zum größten Teil Entwicklung und Wohlstand verdankt, politisch maßgebenden Einfluß hat. Und doch ist die Gefahr sehr groß, die der politisierende Industrielle für den Staat darstellt: er will seine Vormachtstellung diktatorisch ausnützen. Der Trußt erdrückt alles andere Leben. In Montana ist der „Staat“ beinahe schon nur ein Dezernat bei der Anaconda-Generaldirektion — aber wie geschieht und unauffällig läßt man die Marionetten spielen!

Freilich hat das soziale Problem in USA. nicht die ernststen Voraussetzungen wie bei uns. Das Land ist groß und weiträumig, teilweise erst dünn besiedelt, von der Natur mit reichen Schätzen gesegnet. Da gibt es noch viele kaum erschlossene Lebensmöglichkeiten. Der Proletarier ist in Amerika nicht hoffnungslos in seine Klasse eingesperrt. Er rückt ständig auf in die rasch aussterbende Oberschicht, während von unten her das Proletariat dauernd durch den Zustrom von Ausländern ersetzt wird.

Der Platz an der Sonne.

Für Millionen Auswanderer bedeutete Amerika die große Hoffnung — für all die Bauernsöhne, all die Arbeiter, die kleinen Leute, die in der Heimat nicht vorankamen. Es ist erstaunlich, zu sehen, wie rasch dieses Land aus oft verlumpten, faulen, stumpfsinnigen Proletariern prachtvolle, blühende, selbstherrliche Farmer, Geschäftsleute und Angestellte gemacht hat. Da wird einem erst klar, welche riesige Volkskraft überall unentwickelt brachliegt, welche Möglichkeiten noch in der Ökonomie des Menschen ruhen. Für alle diese Leute heißt Amerika nicht nur 8 Dollar je Tag statt 4,50 Mark, ein Eigenheim und alle Jahre ein neues Auto und zwei neue Anzüge, sondern es bedeutet über das Materielle hinaus einfach, daß sie ihren Platz an der Sonne bekommen, daß sie sich entfalten können im weiten, reichen, menschenarmen Land.

Jene Einwanderer wurden die Träger der Demokratie, die eins der Wunder dieses Landes ist. Amerika ist das König-

reich des kleinen Mannes. Was er durch die Einwanderung hierher gewonnen hat, sind wirtschaftliche Freiheit und leichtes Leben. Kulturell hat er die Möglichkeit, aufzusteigen, da höhere Schulen nichts kosten, und da sie und die Universitäten darauf eingestellt sind, die Absolventen der Volksschulen weiterzubilden. Dabei ist es durchaus üblich, auch für Söhne wirtschaftlich gutgestellter Eltern, sich durch Ferienarbeit ihr Studium selbst zu verdienen. Der kleine Mann, der nach Amerika auswandert, kann alles gewinnen — aber der Mann aus kulturell hochstehenden Kreisen, der sein Glück drüben sucht, wird gar zu oft enttäuscht.

Der Amerikaner der Nachkriegszeit hat ein verschärftes Nationalgefühl. Der gebildete Ausländer wird äußerst höflich aufgenommen, aber er ist zweite Garnitur. Ihn so einzuschätzen, kann sich heute der Amerikaner leisten, weil er selbst zum Beispiel ausgezeichnete Ingenieure ausbildet. Der amerikanische Bergingenieur ist meines Erachtens in seinen Bergwerken bei seiner dortigen Ausbildung stets dem Ausländer überlegen. Denn dieser muß sich in eine fremde Welt einpassen, er muß das viel Last erfordernde Verhältnis zwischen Chef und Untergebenen lernen. Dazu kommt der erwähnte Nachteil der Nationalität, den der Amerikaner zwar nicht zugibt, der aber doch recht stark ist. An führenden Stellen steht so gut wie immer ein Amerikaner. Den Deutschen sah ich im Rechnungsbüro, am Zeichenbrett, er küstelte. Der leitende Ingenieur aber war Amerikaner. Er hatte manchmal keine Ahnung vom Betrieb, aber er verstand es, die richtigen Leute für die Arbeit zu finden.

Schlimmer ist, was der gebildete Einwanderer rein menschlich in Amerika entbehrt, besonders freilich im wilden Westen. In Butte zum Beispiel gibt man seine Seele auf, seine geistigen Interessen, seine gepflegte Häuslichkeit, seine Freundschaft mit angeregten Menschen. Man macht Geld, in seltenen Fällen auch Karriere — aber was tut man mit Geld in Butte, und was bedeutet eine Karriere in dem Milieu dieser Westeringenieure? Gute Fachleute gab es in Butte, aber Ansprüche kultureller Art? Für den Deutschen ist die Ungeistigkeit auch der leitenden Ingenieure, ihr primitiver, kolonialer Stolz auf das Vollbrachte, ihr plumper Laß ein niederdrückender Eindruck. Und doch sind diese Kerle in ihrer Welt prächtige Naturen, deren urwüchsiges, gesundes Menschentum einen begeistern kann.

Der Westen hat eben andere Begriffe, als sie das in alter Kultur gefestigte Europa kennt. Er ist noch Neuland, noch ungebändigte Natur. Zwei Generationen ist es erst her, seit die ersten Pioniere hier der Wildnis ihre Schätze abrangen: die Goldgräber, die Jäger, die Baumschneider, die Straßen- und Eisenbahnbauer. Und diese ersten Sendboten der Zivilisation sind noch immer fast die einzigen Menschen in dieser Einsamkeit. Sie gehen über das Land und füllen mit ihrem Leben und Arbeiten sozusagen die Gräben, um dem großen Heer der sesshaften, kultivierten Nachkommen den Weg zu bereiten: den Bauern, Viehzüchtern, Fabrikanten, Kaufleuten und Stadtbürgern. Was jetzt hier im Westen lebt, ist ein wanderndes, wagendes, hartes Volk, das selbst das Unbezwungene, Rauhe der Wildnis an sich trägt. Sie sind heimatlos, keiner ist hier geboren, denn zur Zeit ihrer Geburt war dies Land noch nicht bewohnt. Sie sind frauenlos, denn für das zarte Geschlecht ist hier erst an wenigen Stellen der Platz bereitet; hier ist das Leben zu rauh, um ein behagliches Heim zu gründen, und die Sehnsucht treibt in die Ferne. Einzelne bringen es zu etwas, finden Gold und Reichtümer oder schaffen aus dem Nichts ein erträumtes Werk. Aber die Masse ist nur der Schotter für die Heerstraße der kommenden Geschlechter.

Für die Ansprüche der Kultur bleibt in solchem rauen Leben keine Zeit; die Kräfte werden zu plump im Kampf mit ungebändigten Naturgewalten. Das muß der Einwanderer verstehen, der aus einem feinnervigeren, kultivierten Lande

kommt, und hier ist auch der Amerikaner der östlichen Städte noch Einwanderer. Er ist selten kräftig und brutal genug, um sich hier durchzusetzen, und er sehnt sich zurück nach allen kulturellen Belangen, die in der Wildnis zu kurz kommen.

Drei Wochen unter Tage.

In Butte arbeitete ich drei Wochen unter Tage. Von der gewaltigen Ausdehnung der Kupfergruben kann man sich einen Begriff machen, wenn man hört, daß die unterirdischen Strecken zusammengesetzt so lang sein würden wie ein Tunnel von Bremen nach Newyork. Oder wenn es heißt, in Butte würde so viel Kupfer gewonnen, daß es, zu Telephondraht ausgezogen, siebenmal um die Erde reichen würde. Außerdem kommen aus dem Butte Hill noch Silber, Arsen, Zink und Mangan. Der Anaconda-Konzern, der noch mehrere riesige Werke in Arizona, Chile usw. kontrolliert, ist das gewaltigste Bergbauunternehmen der Erde.

Die Erze von Butte werden in dem „größten Schmelzer der Welt“ im zwanzig Kilometer entfernten Anaconda geschmolzen. Hier wollte ich gern in verschiedenen bestimmten Abteilungen arbeiten, die mich interessierten. Aber es war nicht so leicht, da anzukommen. So wechselte ich mein grauschwarzes, öliges Hemd, schmückte mich mit einem Schlips und ging aufs Büro der Gesellschaft: „Herrn Generaldirektor, bitte!“ Eine Viertelstunde später war ich eingestellt! Eine vorzügliche Empfehlung war der goldene Schlüssel.

In Anaconda blieb ich über zwei Monate lang. Hier gab es wenig schwere Arbeit — die wird von Maschinen getan. Es gab bloß Gestank und zuweilen Hitze. Gefürchtet war nur das Arsenwerk wegen des giftigen Staubes. Sonst bestand die Arbeit im Herumlungern um Maschinengiganten: hier schmieren, da einen Hebel bewegen, dort Kransignale winken.

An manchem Arbeitstag hatte ich richtig Zeit zum Träumen. So saß ich zum Beispiel an einem Bunker und mußte jede halbe Minute eine Klappe öffnen, um auf das laufende Band einen grauen Strom von Zinkerg herauszulassen, das stoßend und rutschend in den Drachenschlund eines mächtigen Brechers polterte. Da saß ich denn meine acht Stunden, pffiff und träumte. Und wie die Steine langsam weiterwanderten, zogen die Gedanken in die Ferne um den halben Erdball nach der Heimat.

Die schönste Arbeit war am Abstich der Martinöfen. Da stinkt es verhältnismäßig wenig, es ist leidlich sauber und eine Freude, zuzusehen. Man stößt den Abstichzapfen aus: da quillt der golden glühende Strom flüssigen Kupfers hervor, sucht sich zischend seinen Weg im schmalen Bett und fließt langsam in die Gießpfanne. Wie das leuchtet und spritzt, dann allmählich ruhiger wird und erstarbt, ist immer wieder ein fesselndes Bild von dem geheimen Leben in der toten Materie. Quillt nicht so auch unser Leben als goldener Strom aus dunkler Tiefe, anfangs sprühend und überquellend, bis es langsam feste Form gewinnt?

Arsen.

Kurze Zeit arbeitete ich beim gefürchteten Arsen. Dies Gift wird als Insektenvertilgungsmittel für Baumwollstauden und Obstbäume sowie für Arzneizwecke und Farben gebraucht. Es ist schneeweiß und sehr fein. In Butte ist es in großen Mengen im Erz vorhanden, und seine Gewinnung kostet der Gesellschaft fast nichts. Ich arbeitete mit anderen zusammen am Röster und hatte kaum etwas zu tun, als aufzupassen. Aber wir mußten immerhin mit Arsen arbeiten, und das ist tödlich. Overalls und unendlich viel Gaze lieferte die Gesellschaft, und man verpackte sich in sorgfältiger Technik möglichst staubdicht, schmierte sich mit Salbe das Gesicht ein, trug eine Gasmaske und bewegte sich nur ganz langsam, um keinen Staub aufzuwirbeln.

Dennoch war nach drei Tagen mein Gesicht völlig verbrannt. Das Arsen riecht nicht, es beißt nicht, aber es frisst sich langsam in die Haut ein; nach Tagen springt sie auf und

brennt scheußlich. Leute, die Arsen ins Gesicht geblasen bekommen, wie das bei der Arbeit häufig vorkommt, verbrennen sich völlig die Haut. Und vielen frisst es die Nase inwendig so aus, daß die Nasenscheidewand ganz durchbrennt. Jeden Tag läuft wenigstens einer mit Arsen in Nase, Auge oder Hals zum Werksarzt, aber auch der kann nur wenig Linderung geben.

Vier Schichten habe ich bei einer Arbeit zugebracht, die ich als die schlimmste betrachte, die ich nicht nur selbst geleistet, sondern überhaupt je gesehen habe. Das war das Beschicken der Martinöfen. Es ist erstaunlich, daß die Gesellschaft immer wieder Leute findet, die für 6½ Dollar, oder 1,75 mehr als den Mindestlohn, bereit sind, sich ihre Gesundheit so rasch zerstören zu lassen. Die Arbeit besteht darin, während der acht Stunden dreißig bis vierzig, manchmal fünfzig Wagen Kupferkonzentrat, das noch glühend gerade von den Röstern kommt, in die Öfen auszukippen. Man ist staubdicht in Overalls eingepackt, Ärmel und Hosen abgebunden, staubdichte Kappen, und man soll mit Gasmasken arbeiten.

Sobald man die Böden der speziell konstruierten Wagen öffnet, fällt der glühende, dicht unter dem Schmelzpunkt befindliche Staub in den Öfen hinab. Eine furchtbare Rauch-, Staub- und Gaswolke entwickelt sich. Ich habe nie geglaubt, daß der Mensch so viel Staub und Gas schlucken könne. Das Konzentrat besteht aus Kupfer, Schwefel, Schlacke und Arsen. Schwefel und Arsen verdampfen ständig, das übrige ist Flugstaub, noch dazu glühend heiß. Man öffnet die Wagen; meist fällt das Zeug nicht von allein durch den Boden. So muß man stoßen, eine furchtbare Arbeit in Hitze und giftigen Dämpfen. Die Gasmaske ist brennend heiß. Man schmilzt, und damit setzt sich der Staub fest, und nach einem Tage fängt das Arsen an, im Gesicht zu brennen. Schlimmer noch: es ist sehr anstrengend für Lunge und Herz, unter einer Gasmaske schwer zu arbeiten, besonders hier — die Hütte liegt ja 1600 Meter hoch. Nach ein paar Tagen brannte mein Gesicht und war voller Pickel, und meine Lunge röchelte von dem Staub und Gift der Gase.

Ich bedauere diese Erfahrungen nicht. Und ich habe wenigstens eine Ahnung bekommen, was einem in der Hölle blüht. Bei dieser Arbeit bleibt kein Mensch länger als ein halbes Jahr, aber das genügt: er ist fürs Leben gezeichnet. Die Leute, die hier arbeiteten, waren denn auch das rauheste Pack, mit dem ich je zusammen war: Spieler, Säufer, Raufbolde!

Immer wieder stand ich dennoch beschämt vor der großzügigen Kameradschaftlichkeit dieser Kumpels in Arbeit und Gefahr. Die Kerle haben eine unbändige Kraft, die vorurteilslos im Leben und Lebenlassen verschwendet wird. Sie sehen viel von Welt und Menschen, haben oft eine erstaunliche Lebensweisheit und sind nicht selten ganz abgerundete Persönlichkeiten. Der Hauptgrund, warum sie es zu nichts bringen, ist, daß sie nicht durch Erziehung oder Veranlagung an zielbewusstes Streben gewöhnt sind. So verplempern sie ihr Leben, genießen die Jugend und verbrauchen sich dabei früh, um im Alter jene stumpfen, jammernden oder verbitterten Proletarier ohne Lebensform abzugeben.

Zu dieser Klasse gehören auch jene traurigen Erscheinungen, die von Haus aus nicht zum Proletariat bestimmt waren, sondern die durch unglückliche oder schlechte Veranlagung oder widriges Schicksal, was alles sich ja unentwerrbar zu verschlingen pflegt, abgefunken sind. Aber ihre Herkunft und eigentliche Bestimmung zu höheren Zielen klingt zuweilen noch bitter durch die rauhe Außenseite ihres jetzigen Daseins.

Da war Franz, der Sohn eines wohlhabenden Holzgroßhändlers aus Westfalen. Seit sechs Jahren hummelte er durch Amerika. Was hatte er auch zu verlieren? Schließlich würde er ja doch in der spießigen Atmosphäre des kleinstädtischen Kaufmannslebens sein sowieso gesichertes Plätzchen im muffigen Kontor einnehmen. Hier konnte er seine Jugend

genießen, konnte Abenteuer erleben, ungehindert von gutem Ruf, Familie und Geschäftsrücksichten. So war er in der Salpeterwüste in Chile gewesen, in den Zucker- und Tabakplantagen Kubas, in den Bergwerken und Ölfeldern Mexikos, in Alaska beim Lachs-fischen, überall. Haltlos und ohne ein festes inneres Lebensziel, hatte er die besten Aussichten, in Amerika völlig zu verbummeln. Dreißig Jahre seines Lebens waren schon verschleudert — warum sollten nicht auch noch weitere dreißig oder vierzig vergeudet werden? Menschenleben hat geringen Wert in der Umgebung von Abenteurern und Entgleisten.

Schnee.

Als ich nach Anaconda kam, war es noch Herbst. Und dann wurde es sehr bald Winter. Den Schnee hatte ich gefürchtet, solange ich gedacht hatte, nur ein paar Wochen dort zu arbeiten und dann weiterzureisen. Als ich mich später entschlossen hatte, länger zu bleiben, war es ja einerlei, wann der Schnee kam. Und doch hatte er mir dies Jahr mehr zu sagen als sonst. Schnee über dem weiten, toten, einsamen Hochland! Das bedeutete hier eine Belebung, nicht ein Sterben, wie in anderen Landschaften, denen der Sommer Leben bringt. Nun schien sich doch wenigstens einer dieses öden Landes anzunehmen, schien es zu schmücken mit weichem, lieblichem Weiß, in dessen hauchzarten Kristallen die Sonne tausendfach flimmerte.

Es war ungewöhnlich lange sonniges, mildes Wetter. Fünfmal schneite das Land ein, aber fünfmal taute es auch wieder auf. Bis Ende Dezember waren die Pässe nach Idaho noch offen, die sonst schon im Oktober durch Schneefall versperrt werden. Wenn ich am Arsenröster arbeitete, konnte ich am Fabrikfenster stehen und über das rauchende, geschäftige Werk hin zu den Bergen schauen. Welch eine Landschaft! Nach Nordosten zu liegt eine weite, tote Ebene. Soweit das Auge reicht, ist alles Leben von den Arsendämpfen des Schmelzers abgesengt. Kilometerweit ist das Tal eine Sandwüste, denn der Anacondafuß schwemmt in breitem, vielarmigem Bett die Berge der Aufbereitung davon. Über diesem Tal erheben sich etwa zwanzig Kilometer entfernt die fast 4000 Meter hohen Berge. In halber Höhe schwebt ein mächtiger Rauchschleier, der bei ruhigem, windstillem Wetter mehr als hundert Kilometer weit sichtbar ist. Dies sind die Abgase des Schmelzers, die die Luft verpesten und den Pflanzenwuchs vernichten.

Wenn ich Frühschicht hatte, konnte ich jeden Morgen das königliche Schauspiel des Sonnenaufgangs über der Hochebene beobachten. Fast immer war der Horizont klar und wolkenlos, so daß das Verfärben von Schwarzblau in Violett, Hellblau, Grün, Rosa, Blutrot und Tageshelle immer wieder von neuem ein Wunder war. Wenn ich Mittagschicht hatte, konnte ich nie müde werden, am Abend die langen Schatten zu verfolgen, wie sie über das Tal krochen, an den Vorhügeln empor, auf die Berge, und wie dann die Berge in Nacht versanken und die ersten Sterne aufblühten. Besonders wenn der Neuschnee die Berge versilberte, war die Landschaft unvergleichlich schön.

Oft machte ich weite Fahrten mit dem Motorrad, um aus dem Pestgeruch des Schmelzers herauszukommen. So tot und öde mir zuerst die Landschaft vorkam, so lernte ich sie später doch lieben, die freie, weite Höhe. Es ist kein Land zum Wandern, aber zum Jagen im Auto. Ein prachtvolles Bild ist es, wenn die Northern Pacific mit anmaßendem Pfeifen und Heulen durch das stille Land rast, eine endlose Rauchfahne hinter sich lassend.

Einmal sah ich mir ein verlassenes Kupferbergwerk an. Am Abhang stand ein Schlot, ein halb vollendeter Schmelzer. „Ein Denkmal für östliche Wirtschaftsmethoden“, erklärte mir der Prospektor, der hier oben hauste, ein Schwede, der

augenblicklich als Eisenbahnarbeiter die Zukunft seiner Gerechtsame abwartete. „Die Verwaltung baute diesen Schmelzer lediglich, um den Aktionären etwas vorzaubern. Nach dem Verkauf ihrer Aktien machten diese Gentlemen dann bankrott. Laß den Schmelzer Apfelfuchen backen!“

Der Schwede behauptete, die Grube habe gutes Erz. Es bringe aber keinen Verdienst, solange nicht eine größere Gesellschaft, in diesem Falle Anaconda, den Betrieb übernehme und die nötige Ausrüstung liefere. Er selbst besaß ein Duzend Gerechtsame für Gold und Kupfer und hoffte, daß eines Tages die Anaconda sie ihm abkaufen werde. Inzwischen legte er Eisenbahnschwellen, schippete in seinen Feierstunden — und wartete.

Amerikanische Ingenieure.

Wenn ich in Deutschland bergmännisch arbeitete, pflegte ich mich bei dem Direktor des Werks auch privat einzuführen. Ich machte dann am Sonntag Besuch und wurde gelegentlich zum Abendessen, Autoausflug oder dergleichen eingeladen. Im Westen Amerikas kommt das überhaupt nicht vor. Die amerikanischen Studenten sind zu proletarisch, als daß ein Mann in großer Stellung sich mit ihnen abgeben möchte. Und es fehlt ihm auch der bei uns so stark entwickelte Begriff der gesellschaftlichen Verpflichtung gegenüber der jüngeren Generation seines Standes. Der Direktor will Sonntags in Hemdsärmeln sitzen und dem Radio lauschen oder sich eingehend der Samstagabendzeitung widmen.

Ich bewundere den amerikanischen Ingenieur bei der Arbeit. Da ist er voller Schaffensfreude, tüchtig, produktiv und ehrgeizig und dabei kameradschaftlich gegenüber seinen Untergebenen. Aber im Privatleben scheiden sich die Wege des Deutschen von denen des Amerikaners. Die Erziehung vor allem reißt da wohl eine unüberbrückbare Kluft auf.

Ich hatte einmal als Kumpel neben mir einen High-School-Jungen, der Geld machte, um zur Universität gehen zu können. Seine Schulreise entsprach etwa unserer Prima, aber seine Unbildung schien mir erschreckend. Er erzählte, sein Vater stamme aus Jugoslawien oder Litauen, was an der Nordsee läge. Eine Fremdsprache, irgendwelche Literatur, richtige Erdkunde, Naturgeschichte, das waren ihm alles böhmische Dörfer. Der Unterricht bringt Schreibmaschine und Kurrentschrift, Rechnen, Buchstabieren, in Prima englische Aussprache, Sakonstruktion. Das Aufstreben dieses Jungen in Anzug, Bildung, Benehmen, Einstellung zu Geld oder Arbeit, Kultur oder Lebenszweck war völlig das eines Proletariers. Eine preussische Mittelschule steht weit über dem Bildungsniveau einer solchen High School. Nur ein Unterschied besteht: dieser High-School-Junge kann zur Hochschule gehen und einen akademischen Grad erwerben; die Welt steht ihm offen. Er lebt im Lande der Freiheit, wo der Proletarier Kleinbürger ist und ein eigenes Haus hat, ein Auto und den Lohn auf der High School; wo die Begabten sich in zielklarer, rein fachlicher, einseitiger Tüchtigkeit als Geschäftsleute, als Ingenieure, als Politiker herausarbeiten: tüchtige, frische, praktische Kerle, die nun im Smoking die gesellschaftliche Elite bilden und dann zu Hause den lästigen steifen Kragen abnehmen, die Zeitung und „Ihr Glückstern“ lesen, also wieder Kleinbürger oder Proletarier sind.

Amerika ist jung und in gewaltig aufstrebender Entwicklung. Die Zivilisation ist eben noch zu sehr mit sich selbst beschäftigt. Es ist, als müßten all die hungrigen Einwanderer, die aus kargen Verhältnissen hierherströmten, sich erst ein paar Generationen lang satt essen, ehe sie zu kulturellen Schöpfungen fähig sind. Aber das Land hat reiche Möglichkeiten, wenn ihm erst die Heranbildung einer eigenen Führungselite gelungen sein wird, die unabhängig ist von der gewaltigen Erschütterung, welche die Flut des ständig zufließenden fremden Blutes mit sich bringt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Göttin
der Barmherzigkeit
(Fuku-kensaku-
kwanon) im Todai-ji-
Tempel in Nara aus
dem 7. Jahr-
hundert.

Die Figuren sind aus
getrocknetem Lack.

Lichtbilder: Anton Lübke.



Das Handwerk in Asien.

Von Anton Lübke.

II. Das japanische Handwerk.

Zu allen Zeiten bis in die Gegenwart war das Ausland Lehrmeister für Japan. Seine Sitten, Gebräuche, Kunst, Religion und auch die neue Technik übernahm das Inselland am Pazifik von anderen und verschmolz alles mit seiner Eigenart, jedoch nicht so vollkommen, daß der fremde Einfluß nicht mehr zu erkennen wäre. Unverkennbar ist dieses beim japanischen Handwerk, das heute noch seine Spuren aus dem chinesischen Kulturkreis trägt. In hervorragendem Maße trugen die Buddhisten, die von China kamen, dazu bei, Handwerk und Kunst in Japan zu fördern.

Schon im Jahre 552 n. Chr. kamen von Korea, gesandt von König Kudara, die buddhistischen Mönche Lonei und Doshin zum Mikado Kais Kimmei mit heiligen Büchern und Statuen als Geschenke. Die neue Lehre, die lächelnden Buddhastatuen, die schrecklichen Dämonen, die geschmückten Altäre, die Glocken, das Räucherwerk, die chinesische Musik und die Zeremonien machten auf die Japaner mit ihrem leeren Shintoismus einen sehr großen Eindruck. Aber nicht allein dadurch

gewannen die Buddhisten großen Einfluß in Japan, sondern auch durch ihre praktische Tätigkeit, besonders aber durch Medizin, Wahrsagen, Astrologie, Astronomie, durch die Einführung der chinesischen Kunst, der klassischen Bücher Chinas und durch Belehrung in handwerklichem Sinne. Alle Kunst der Japaner und alle klassische Literatur von Qualität stammen von den Buddhisten. Sie waren ebenso gute Dramaturgen, Bildhauer, Bildschnitzer, Gärtner, Buchdrucker und Verfasser von weisheitsvollen Büchern der Menschheitsgeschichte wie Philosophen, Zauberer und Wahrsager.

Zwei Stätten waren es, wo sich die buddhistische handwerkliche Betätigung in hervorragendem Maße auswirkte: Nara und Kioto. Nara ist die Stadt der tausend zahmen Hirsche, der Goldfische, der Schildkröten und dunkler, verschwiegener Götterwälder. Mit ihrem Namen ist aber nicht nur der hohe Reiz japanischer Natur verbunden, sondern auch ein Stück bedeutsamer Landesgeschichte. 74 Jahre lang im achten Jahrhundert war Nara die Hauptstadt des Landes. In ihr begann die Entwicklung des japanischen Kunsthandwerkes, der japanischen Kunst und der Literatur. Der Buddhisten-



Das Gewinnen von Seide aus den Kokons des Seidenspinners wird in Japan noch in großem Maßstabe in Heimarbeit ausgeübt.

mönch Gyogi verfertigte hier zuerst Tonwaren, die später im ganzen Lande Nachahmung fanden. Die Buddhisten schrieben in Nara auch die ersten geschichtlichen Erinnerungen unter Verwendung der aus China stammenden Holzschnitte und Plattendrucke auf und überlieferten sie der Nachwelt. Noch heute wirkt sich in dem 35 000 Einwohner zählenden Städtchen jener künstlerisch-handwerkliche Geist, der vor 1200 Jahren dort herrschte, weiter aus. Spezialitäten des Kunsthandwerkes sind wundervolle bunte, aus Holz geschnitzte Püppchen. Das Handwerk erzeugt noch heute Schreibpinsel, Schreibfäuschen, bunte Fächer und besonders die bunten Glasseilenkleider. Die japanische Geschichte kennt eine Nara-Kunstperiode, die nicht nur eine bedeutende Kunstblüte in handwerklichem Sinne war, sondern auch zugleich eine glänzende Bauperiode. Den kaiserlichen Palast in Nara nannten die Japaner einst den Palast des Friedens, und die Buddhisten bauten dort damals sieben der schönsten und größten Holztempel, die heute noch, wenn sie auch oft infolge vernichtender Brände erneuert wurden, vorhanden sind. Als einer der größten Holztempel der Welt gilt der Todai-ji. Diese gewaltigen Tempel sind wahre Meisterwerke der Zimmererkunst, und zwar deshalb, weil an ihnen kein einziger Nagel verwendet wurde. Die alte Burg in Osaka, der größten Industriestadt Japans, war einst ein Muster des fernöstlichen Zimmererhandwerkes. Die hölzernen Brücken, die einst über die 50 Meter breiten und 6 Meter tiefen Wassergräben der Burg führten, waren derart kunstvoll zusammengesetzt, daß man nur einen hölzernen Nagel oder ein Brett hinwegzunehmen brauchte, um sie vollkommen in sich zusammenstürzen zu lassen.

Auch Kioto, die alte Kaiser- und Götterstadt, war ein Brennpunkt japanischer Kunst und japanischen Handwerkes. Von jeher galt die Stadt als ein Hort der Ruhe und des Friedens, wo sich Kunst und handwerkliche Betätigung voll und ganz auswirken konnten. Über tausend Jahre lang, bis zum Niedergang der Tokugawa-Periode (1868) und dem Beginn der Meiji-Ära, war Kioto Hauptstadt des Landes, und 77 Kaiser herrschten hier über das Inselland. Im 16. Jahrhundert gab es in Kioto kein Haus, in dem nicht ein Handwerk oder ein Geschäft betrieben wurde. Die Stadt galt von jeher als die Zentrale der Fabrikation von Lackwaren,

Seidenstickereien, Brokatgeweben, Musikinstrumenten, Kimonos, Vasen, Bronzen, Fächern, Bambusartikeln und Damaszenerwaren. Berühmt waren die Färbereien von Kioto, weil das Wasser des Kamogawafalles die Eigenschaft hatte, die Stoffe farbecht zu machen und der Fluß außerdem einen besonders geeigneten Sand für die Tonbrennereien lieferte.

Eine große Zahl der Japan eigentümlichen Handwerkszweige blieb, auch wenn überall schon eine starke Industrialisierung zu beobachten ist, in ihrem ureigensten Wesen konservativ. Das Lampenmachen aus Bambus und Papier, die Seidenweberei in der Hausindustrie, die Farbenherstellung, die Bambusverarbeitung, die Porzellanbrennerei und -malerei werden vielfach heute noch mit denselben Methoden wie in alten Zeiten betrieben. Unter allen Handwerkszweigen blieb aber die Herstellung von Lackarbeiten ein Gewerbe-zweig, der im japanischen Handwerk die erste Stelle beansprucht. Die Kunst, den Lack als Material zur künstlerischen Betätigung zu verwenden, kam von China nach Japan. Die agrökulturelle Verwachsenheit der Chinesen mit der Landschaft und die ökonomische Auswahl natürlicher Dinge für die Lebenshaltung führten dazu, der handwerklichen Tätigkeit und der Verwendung der von der Natur gespendeten Produkte eine immer größere Vollkommenheit zu verleihen. Die Verwendung des Holzes ist ja bis zum heutigen Tage im Fernen Osten eine viel ausgeprägtere als bei uns. Häuser werden vornehmlich aus Holz erbaut, Gebrauchsgegenstände bestehen zum größten Teil aus Holz, und selbst die Heizung der Häuser geschieht durch Holz und Holzkohle. Die Notwendigkeit, das Holz, welches man zum Bauen und zu Gebrauchsgegenständen verwendet, gegen äußere Einflüsse und Abnutzung zu schützen, brachte den fernöstlichen Menschen von selbst auf den Gedanken, sich des Anstriches zu bedienen. Zu diesem Zwecke dienten Werkstoffe, welche die Natur selbst spendete: in erster Linie Harze und Lücke, die gewissen Bäumen entquillen.

Die tropische Vegetation kennt viele Baumarten, die Ole, Harze und ähnliche Flüssigkeiten absondern, die sich für das Konservieren des Holzes eignen. Keine hat aber größere Bedeutung und einen höheren Wert als der Lack, das Erzeugnis des Lackbaumes, des Urushi-mo-ki, wie er in Japan

Das
Maleratelier der
bekannten Lack-
kunstwerkstätten
Nishimura
in Kioto.



heißt. Der Baum, der vornehmlich im Norden Japans gedeiht, trägt eine fein verästelte Krone und besitzt ein goldgelbes Holz, das vielfach für Zimmerarbeiten Verwendung findet. Der eigentliche Lack wird, wie die Gummimilch aus dem Gummibaum, nach Einkerbung der Rinde des Lackbaumes, aus der dann eine harzartige Flüssigkeit rinnt, gewonnen. Diese wird sodann in größeren Behältern gesammelt und danach verschiedenen Behandlungen unterzogen, ehe sie gebrauchsfertig wird. Der japanische Lack hat den Nachteil, daß er giftige Stoffe enthält. Die Arbeiter, die mit Lack arbeiten, leiden meist an der Urushi-Kabure, der Lackkrankheit, die besonders an den Händen auftritt. Auch Reisende, welche gegen diese Krankheit nicht immun sind, können während nasser Sommermonate beim Berühren frischer Lackarbeiten davon befallen werden. Nach dem Trocknen ist der Lack von ganz außerordentlicher Härte, die weder von kochendem Wasser noch von Säuren angegriffen werden kann. Diese hervorragende Eigenschaft befähigt Lackgegenstände, auch als Hausrat und Eßgeschirre verwendet zu werden. Kein Land hat deshalb so eigenartige Eßgeschirre aller Art aus Lack oder mit Lack überzogen wie Japan. Demzufolge ist auch das Gewerbe, das sich mit der Anfertigung von Lackgegenständen beschäftigt, in Japan sehr zahlreich.

Eine der größten Lackfabriken Japans ist die von Nishimura in Kioto, eine Gründung aus alter Zeit. In Vitrinen und auf Tischen stehen dort die tausenderlei Gegenstände aus Lack, wie Kästchen, Vasen, Schreine, Tische, Stühle, Blumenuntersätze und vieles andere. Hier kann man die Kopien alter schöner Lackarbeiten sehen, die im Original in Museen oder Tempeln zu finden sind. In sauberen Werkstätten, die wie Malerateliers aussehen, hocken auf weißen Kissen vor kleinen Tischen die Künstler, die Zeichner, die Maler und Lackierer. Die einen entwerfen neue Muster, andere sägen, hobeln oder drehen das für Lackgegenstände benötigte rohe Holz zurecht, wieder andere lackieren die Holzoberfläche. Ganz edle Lackarbeit wird aus dem rohen Lack herausgearbeitet. Auf Seide wird eine Lacklage gestrichen, diese getrocknet und immer weitere Lagen aufgetragen, bis die erwünschte Dicke erreicht

ist. In die Oberfläche werden dann Ornamente geschnitzt oder mittels Gazetüchern oder Federkielen feiner Gold- oder Silberstaub zerstreut oder bunte Zeichnungen aufgemalt. Das alles erfordert oft monatelange Arbeit. Größere kunstvolle Lackmöbel, besonders die, welche anlässlich des Krönungsfestes dem jetzigen Kaiser geschenkt wurden, erforderten jahrelange Arbeit. Eine besondere Sorgfalt wird dem Polieren der Lackoberfläche gewidmet. Dieses geschieht mittels Holzkohle, Öl oder gebrannten Hirschhorns. In jedem Jahre werden zahlreichen zahmen Hirschen in Nara gewaltsam die Geweihe abgenommen, die außer Verwendung für Drechslerarbeiten und in der Medizin besonders für die Lackindustrie verarbeitet werden.

Ebenso groß wie die Lackkunst ist die japanische Gartenkunst. Keiner versteht es so, selbst auf einem beschränkten Raum, der nicht größer als eine Tischplatte ist, derartige entzückende Gartenminiaturen hervorzubringen wie der japanische Gärtner. Kleine Goldfischwässerchen, Steingrotten, rote Brückchen, steinerne Laternen, Miniaturfelsen, Zwerggewächse und zierliche Blumenarrangements, alles in harmonischer Schönheit auf kleinem Raume anzuordnen, das versteht nur die Handwerkskunst eines japanischen Gärtners. Beliebt sind in Japan die sogenannten Bonsais, jene kleinen Zwerggewächse, mit denen der Japaner eine Miniaturlandschaft oder die Gartenkunst im kleinsten Format darstellen will. Wie der japanische und chinesische Maler irgendein markantes Gewächs in der Natur auf einer Fläche darstellt, so will der japanische Gärtner durch ein Bonsai einen Baum oder gar eine Landschaft in der lebendigen Plastik veranschaulichen. Es würde zu weit führen, die Art der Heranzüchtung und Pflege dieser Gewächse hier näher zu beschreiben. Bei dieser sowohl wie in anderen Handwerkszweigen lebt noch das Natürliche des Menschen, das sich nicht so leicht durch das mechanische Geschehen unserer Zeit verdrängen läßt. In dieser Hinsicht könnte man die fernöstlichen Völker beneiden und ihnen nur wünschen, daß sie das alte ererbte Gut pflegen, um es immer wieder zu erwerben und zu besitzen.



Ein Bild der Verwüstung des Uenopfertels in Tokio.

Japan-Erdbeben 1923.

Von Dr. G. Hannack, Tokio.

Am 1. September 1923 jährte sich der Tag, an dem vor zehn Jahren ein Unstern seltenster Art über Japan und seinem Volke aufging: mittags, eine Minute vor zwölf, setzte das gewaltige Naturereignis ein, das so namenloses Unglück über die blühende Insel und ihr tüchtiges Volk brachte. Erdstöße von Minuten, Feuer, Springslut. Die Hausfrauen kochten wie immer ihr Mittagmahl. Die sehr leichten Holzhäuser stürzten ein und fingen am Herdfeuer Flammen. Mit rasender Eile pflanzte sich das Feuer fort, es ergriff Straßenzüge, ganze Stadtviertel. Die Flammenlohe sog die Luft aus den engen Gassen, die Menschen erstickten; betäubt fielen sie auf der Flucht vor dem Grauen um, sie verbrannten. Über 58 000 Menschen kamen an jenem 1. September allein in Tokio um.

Zehn Jahre! Noch deutlich erinnern wir uns daran, als die Kunde von dem unendlichen Jammer über die Erde ging. Die ganze Welt stand erschüttert ob der grandiosen Tragik, die je Natur über ein Volk gebracht. Wie viele wahnsinnige Schreie damals in Sekunden und Minuten im Äther verhallten, welche Gräßlichkeiten und Todesängste Häuser und Straßen erfüllten — wer weiß es nach zehn langen Jahren? Wer will es wissen? Die am Leben blieben, haben wohl nicht vergessen, aber Todeschrecken und Grauen sind doch verblaßt; nur die gewaltigen Erdstöße, die auch heute immer und immer wieder das Inselland erschüttern, rufen jäh die Erinnerung an jenen schwarzen Tag wach. Dann durchzuckt jeden Japaner blickartig der Furchtgedanke: Wird es wieder so kommen wie damals?

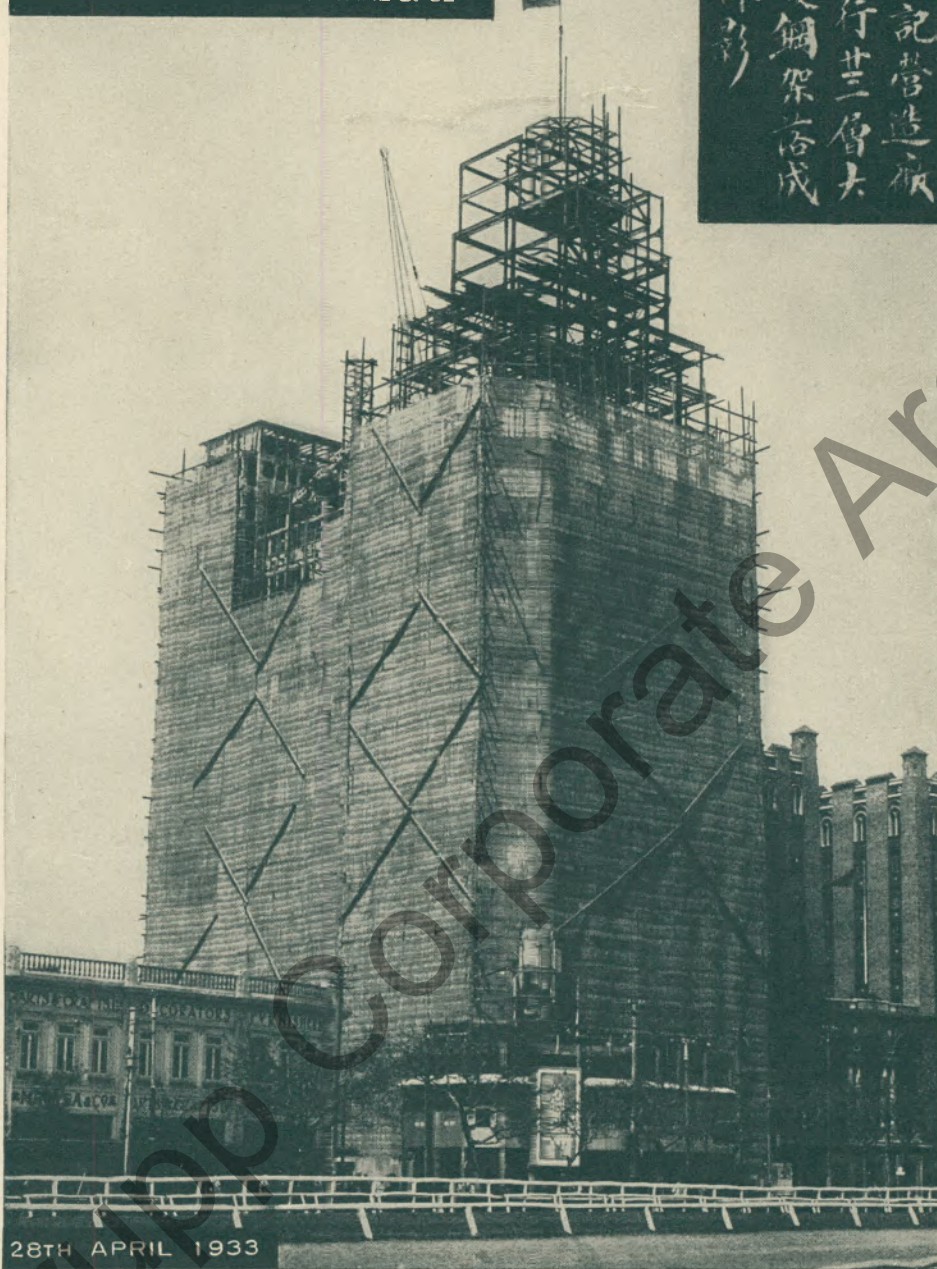
Am 24. März 1930 gab es in Tokio Festtage. Der Kaiser fuhr durch seine Residenz, vom Volke umjubelt: es zeigte seinem Herrscher das Werk des Wiederaufbaus. Die tatkräftigen und positiven Japaner hatten sich 1923 sofort, nach den letzten Bodenzuckungen, darangemacht, aufzuräumen und

ihre Wohn- und Arbeitsstätten neu und schön erstehen zu lassen. Es ist mir immer ein Rätsel geblieben, wie ein Volk, das solches Unheil erfahren, den Mut auszubringen vermochte, in der Weise zu „rekonstruieren“ (der 24. März 1930 hieß international allgemein „the day of reconstruction“), wie man es tat. Riesenbauten sind entstanden, neue Straßen, neue Kanäle sind gezogen, so fest und solid, als denke man an die Ewigkeit und gar nicht daran, daß es das nächste Mal noch viel schlimmer werden kann. Das nächste Mal! Wann wird es sein? Niemand weiß es. Klein ist der Mensch, er bildet es sich nur ein, eine gewisse Bedeutung im All zu haben. Hilflos wie ein Säugling steht der Gelehrte, wenn man ihm die Frage vorlegt: Wann wird es sein? In hundert Jahren? In einem Jahr? In der nächsten Minute? Nie? Wohl zeigen Statistik und Geschichtsschreibung, daß ein Erdbeben derartigen Ausmaßes höchstens alle fünfzig bis sechzig Jahre die Insel erschüttert. Aber ist es so? Muß es so sein? Weshalb muß es so sein? Gerade in letzter Zeit kamen Erdstöße, die das Herz fast stillstehen ließen. Man braucht von Natur nicht ängstlich zu sein, aber wenn es einem nachts so ist, als zöge einen jemand aus dem Bette, wenn man lesend, schreibend sitzt und das Haus gerät ins Wanken, daß die Balken ächzen, dann glaubt man wohl einen Blick in die Ewigkeit zu tun. Nicht Feuer, nicht Wasser, nicht Blitz und Donner wirken auf den Menschen so betäubend und doch so wahnsinnig erregend ein wie ein schwerer Erdstoß. Man fühlt sich im Augenblick gedanken-, verstandeslos, und wenn man sich nach Sekunden endlich gefaßt — so ist es vorüber: die Naturgewalt hat mit einem Volke um hohen Einsatz gespielt.

Ein Japaner sagte mir einmal, er und die allermeisten seiner Landsleute seien eben reine Fatalisten geworden: „Sollen wir zu streben aufhören? Sollen wir von der Insel auswandern? Beides ist nicht möglich. So arbeiten wir und — hoffen.“

HOCHHAUS IN SHANGHAI
23 STOCKWERKE, 1200 t STAHLKON-
STRUKTION, UNION-BAUSTAHL St 52

顧記營造廠
四行三層大
廈鋼架落成
攝影



Das höchste Hochhaus in Ostasien.

In Schanghai geht das höchste Hochhaus in Ostasien seiner Vollendung entgegen. Die ungefähr 1200 t schwere Konstruktion zu diesem Bau, der etwa 41 m lang, 25 m breit und 80 m hoch ist, wurde von der Dortmunder Union Brückenbau AG. und der MAN. in Union-Baustahl St 52 geliefert. Da die Gründung bei dem schlechtesten Baugrund sehr schwierig war, mußte die Baugrube zunächst durch Lärseisen, ebenfalls eine Spezialkonstruktion der Dortmunder Union, eingefast werden. Danach wurden etwa 450 Pfähle von 50 cm Durchmesser und 40 m Länge eingerammt, auf denen die in Eisenbeton ausgeführten Keller des Hochhauses ruhen. Unser Bild zeigt das fertige Stahlskelett. Die Verkleidung mit Bambusmatten ist polizeilich vorgeschrieben und dient zum Schutz gegen herunterfallende Gegenstände.

Wenn man auf der hohen Bahnseite nahe am Uenopark steht, hat man einen Überblick über das besonders verheerte Gebiet Tokios. Soweit das Auge reicht, war Tokio ein schwelender Trümmerhaufen, unter dem die Unzahl unglücklicher Menschen verkohlten. Jetzt, nach zehn Jahren, ist längst, längst eine neue Stadt erstanden. Der Summe von Energie, Opferstun und Arbeitswillen der Japaner kann wohl nichts gleich Bewundernswertes an die Seite gestellt werden.

Nach dem schrecklichen Erdbeben machte man sich daran, die Konstruktion der Gebäude zu untersuchen, die gar nicht oder nur ganz wenig gelitten hatten. Es zeigte sich, daß diese Gebäude durchweg aus schweren Stahlgerippen und Betonmassen bestanden.

So baut man die neuen Paläste der Großbanken und Versicherungsgesellschaften, Kinos, Theater und vielstöckige Bürohäuser unter Zuhilfenahme derart gewaltiger Stahlkonstruk-

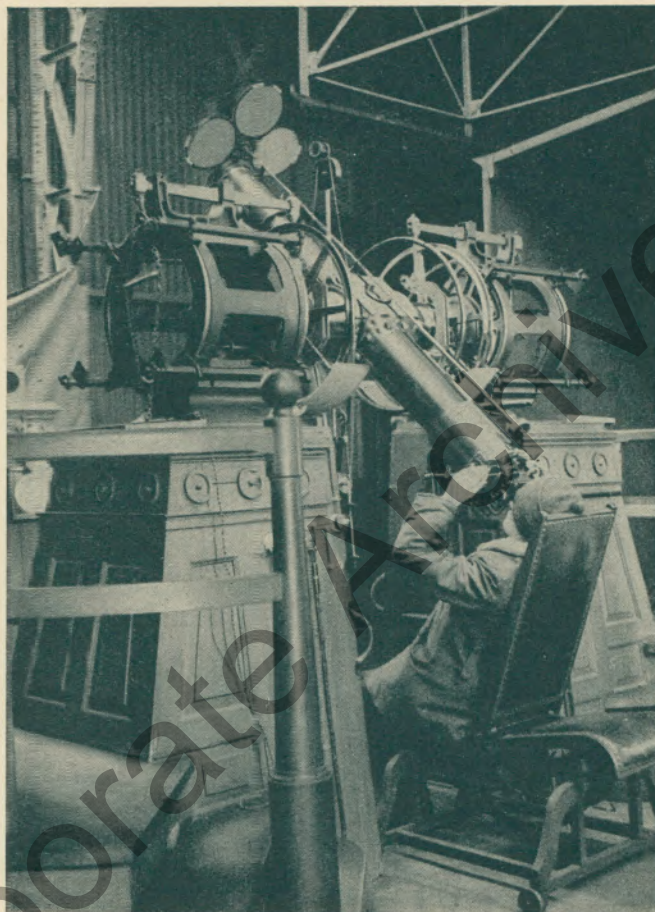
tionen, daß diese, bevor sie mit bestem Beton gefüllt und verkleidet sind, kaum einen Blick hindurch gestatten: ein Urwald von Trägern, Schienen, Bindern. Ein solches Stahlbetonhaus ist gleichsam ein tief aus dem Erdreich gewachsener Fels. Jedes dieser neuen Riesengebäude ist ein Werk in allerbesten Bedeutung des Wortes.

Als Krönung des Wiederaufbaus von Tokio schuf man von 1927 bis 1930 den „Erdbebengedächtnistempel“ in jener Gegend der Kaiserstadt, wo die Naturgewalten am rücksichtslosesten gehandelt, wo sie die meisten Menschenleben vernichtet. In wundervoller modern-japanischer Architektur schwingen sich Bogen und Spitzdächer zum Himmel, als flehten sie ihn an, nie wieder ein Unheil solchen Ausmaßes über Tokio, das Land und seine Bewohner zu senden. In dem Mausoleum, über dem sich eine Pagode erhebt, sind die Reste jener 58 000 unseligen Menschen bestattet, deren Leben wie ein Windhauch zerfiel.

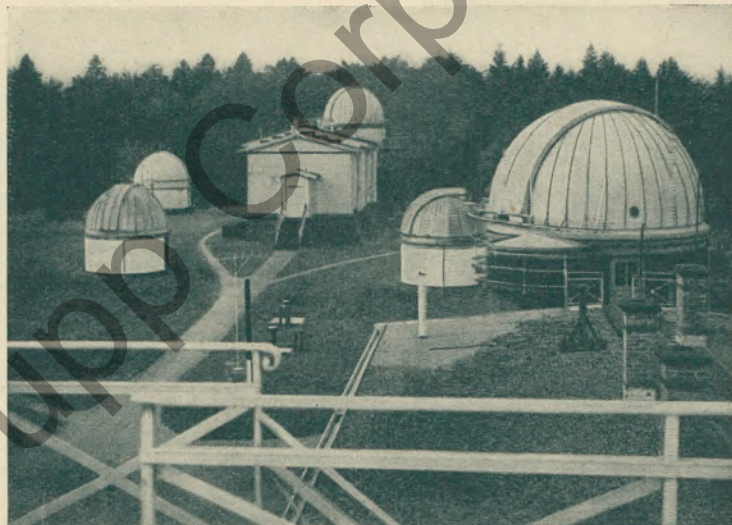
Bei den Sternjägern des Heidelberger Observatoriums.

In einer der schönsten Gegenden Deutschlands, an dem waldumrandeten Berge Königsstuhl, einige hundert Meter über der Stadt Heidelberg liegt die Kolonie des berühmten Heidelberger Observatoriums. Neben den Wohnhäusern der Forscher, die mit ihren Familien zusammen auch hier am Berge wohnen, schießen pilzartig die Observatorien hervor, denen die wissenschaftliche Welt schon so viele und wertvolle Entdeckungen zu verdanken hat.

Neben den Beobachtungen und Arbeiten, die zu dem Arbeitskreis der anderen astronomischen Forschungsstätten gehören, ist die besondere Spezialität — wenn man so sagen darf — des Heidelberger Observatoriums die Sternphotographie. Der vor kurzem verstorbene Leiter der Sternwarte, Geheimrat Wolf, hat das System der photographischen Planetensuche in Heidelberg eingeführt, und seitdem haben die Forscher der Sternwarte eine große Anzahl bisher unbekannter Planeten mit Hilfe der Photoplatte entdeckt und festgestellt. Bei genügend langer Belichtungszeit ist auf den Platten genau der Unterschied zwischen den Fixsternen und den Planeten erkennbar, da die Fixsterne als kleine oder größere Punkte wahrzunehmen sind, während die Planeten zufolge ihrer Bewegung eine kurze strichartige Linie zeigen.



Am Meridianrohr, einem Spezial-Beobachtungsinstrument des Heidelberger Observatoriums.



So wird mit den gewaltigen Fernrohren sozusagen eine Jagd auf die Planeten abgehalten, und bei dieser Jagd sind die pilzförmigen Observatorien mit ihren geöffneten Dächern der Anstand der Planetenjäger. Im Laufe der Jahre haben sich dreitausend Platten in dem berühmten Plattenarchiv des Forschungsinstitutes angesammelt, die mit größter Sorgfalt behandelt werden müssen, da jeder Kratzer auf der dünnen Schicht der Platten zu irrtümlichen Feststellungen führen könnte.

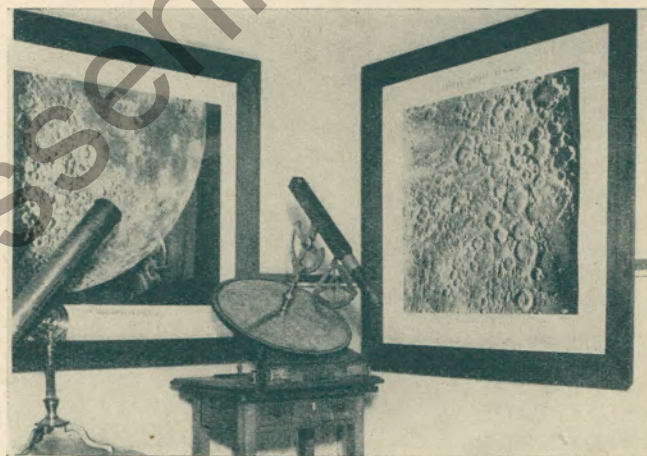
Wie Pilze liegen die einzelnen Beobachtungsplatten auf der Kuppe des Königsst-Bls.

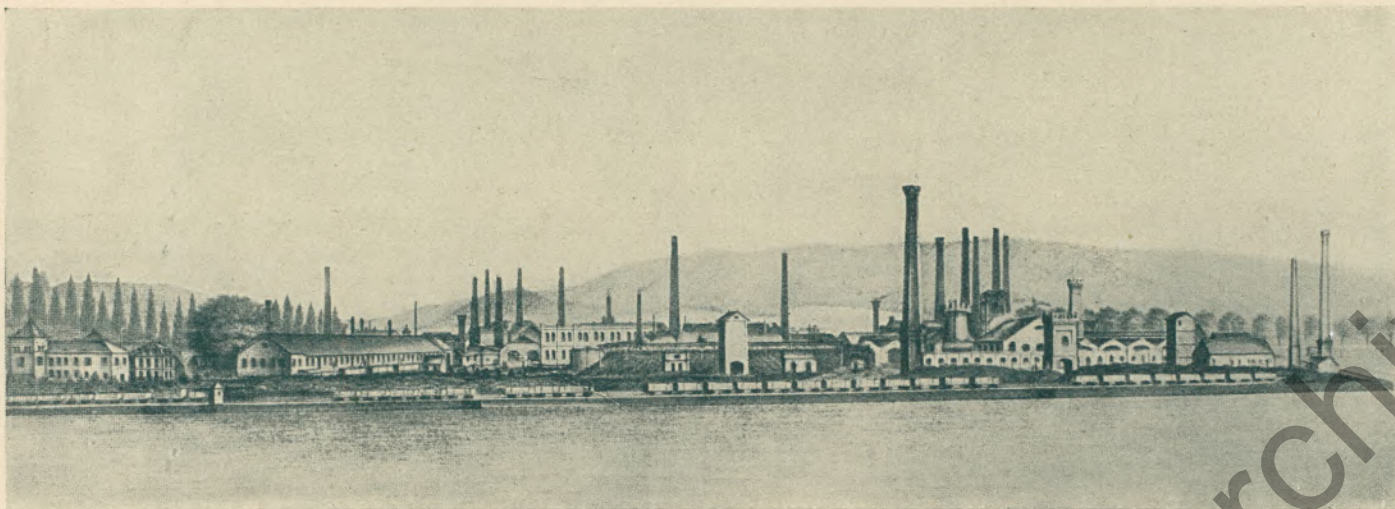
In Petze gehüllt arbeiten die Astronomen meistens die ganze Nacht hindurch; in dem verdunkelten Raum gibt die für diese Zwecke eigens angefertigte Blendlaterne ein spärliches Licht, das die Aufzeichnungen der Beobachtungen ermöglicht. Das Heidelberger Observatorium, das durch seine sternphotographische Forschung in der ganzen Welt große Anerkennung genießt, steht mit seiner eigenen Radioanlage in steter Verbindung mit ähnlichen Instituten Europas und der anderen Erdteile.

Die Museumsecke mit den besten Instrumenten und Aufnahmen.

Lichtbilder von E. B.

K. V. E.





Gesamtansicht der Dillinger Hüttenwerke im Jahre 1868.

Aus: Die Dillinger Hüttenwerke 1865—1905.

Technische Gedenktage.

1. 3. 1818 beteiligte sich die Familie Stumm an den Dillinger Hüttenwerken und trat damit aktiv in die Saarindustrie ein. Die Dillinger Hüttenwerke waren im Jahre 1685 von französischer Seite gegründet worden und hatten im Laufe der Zeit wiederholt den Besitzer gewechselt, wodurch naturgemäß die Entwicklung der Werke ungünstig beeinflusst wurde. Bedeutsam war die im Jahre 1805 erfolgte Aufnahme der Herstellung von Weißblech, die sich von Anfang an gut bewährte und die dem Werke viel Ansehen und Gewinn brachte. Nach Eintritt der Familie Stumm wurde das Werk allmählich nach damals neuzeitlichen Gesichtspunkten ausgebaut und vergrößert, vor allem gelang es den Gebrüdern im Jahre 1828, das Hüttenwerk in Seislauntern käuflich zu erwerben und mit in das Dillinger Unternehmen einzubeziehen. Außerdem besaß die Firma in Bettingen noch eine Hochofenanlage und eine Frischhütte in Münchweiler. Ende der zwanziger Jahre wurde das Puddelverfahren eingeführt, und zehn Jahre später begann man mit Versuchen, die Holzkohle beim Hochofenbetrieb durch Koks zu ersetzen. Kurz vorher war die erste Dampfmaschine des Werkes in Betrieb gesetzt worden, nachdem die Wasserräder den an sie gestellten Anforderungen nicht mehr genügen konnten. Erwähnt soll aus der Geschichte des Werkes noch werden, daß die ersten Panzerplatten Deutschlands Ende der siebziger Jahre auf den Dillinger Hüttenwerken gewalzt wurden.

17. 3. 1908 erhielt Frederick Gardner Cottrell ein deutsches Patent auf sein Verfahren zur Reinigung von Gasen und Rauch mit Hilfe der Elektrizität. Damit begann das erfolgreiche Vordringen der elektrischen Gasreinigung und ihre Anwendung im großen in den verschiedenen Industriezweigen, wo sie heute neben den nassen und trockenen Reinigungsverfahren einen bedeutenden Platz einnimmt. An sich ist der Gedanke, Gase mit Hilfe der Elektrizität zu reinigen, schon recht alt und geht bis in den Anfang des vorigen Jahrhunderts zurück. In den achtziger Jahren griffen die englischen Physiker Clark und Lodge den Gedanken erneut auf. Durch die Erfolge der beiden angeregt, baute der Mechaniker Hempel eine Reihe von Apparaten, die aus einem glockenförmigen Gefäß bestanden, in das seitlich mit zwei Rämmen versehene Messingstangen hineintraten. Wenn das Gefäß mit Hilfe einer Feuerung mit Rauch gefüllt war, wurde der Strom eingeschaltet und im Laufe weniger Sekunden vollständig niedergeschlagen. Von einer Einführung des Hempelschen Verfahrens in die Praxis hat man nichts mehr gehört, bis eben Cottrell, wie schon oben bemerkt, den Gedanken erneut und mit bestem Erfolg aufgriff.

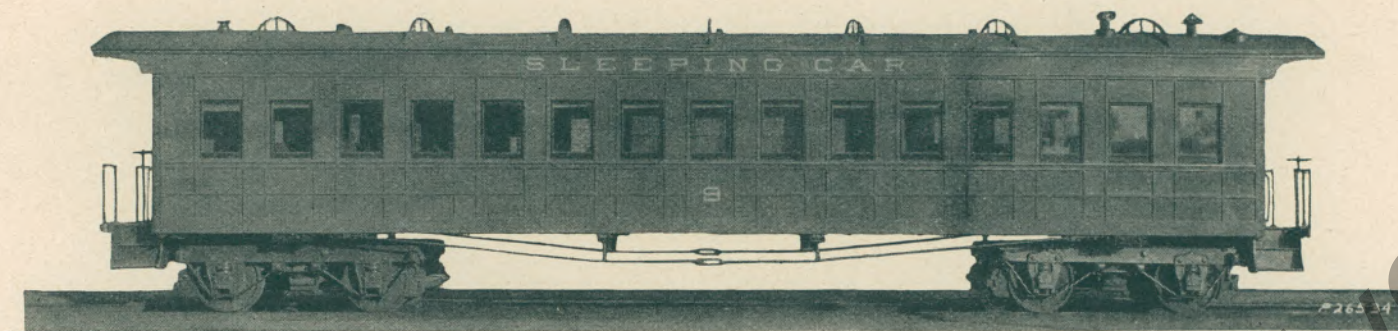
20. 3. 1833 starb Georg Hübner, der sich besonders hervorgetan hat durch den Bau von Holzförderanlagen in Österreich. Bei dem großen Holzbedarf der Berg-, Hütten-, Salinen- und sonstigen Industriewerke mußten sich die Forstleute schon frühzeitig mit einer wirtschaftlichen Massenförderung des Holzes befassen, und man versuchte durch geschickte Ausnutzung der Naturkräfte, vor allem der Wasserläufe, dieser Aufgabe Herr zu werden. Diese Art Holzförderanlagen lassen sich in Österreich rückwärts bis ins zwölfte Jahrhundert verfolgen. Auch waren vielfach große Bergtäler bei der Förderung des Holzes zu überwinden. Solche Aufgaben stellten große



Hübnerscher Bremsberg.

Aus: Blätter für Geschichte der Technik. Wien 1932.

Anforderungen an den erfinderischen Geist der damaligen Forstleute, unter denen Hübner eine bedeutsame Rolle einnimmt insofern, als er zu Anfang des vorigen Jahrhunderts eine große Anzahl solcher Anlagen gebaut hat und dabei nicht vor kühnen Plänen, wie mehrere hundert Meter lange Stollenbauten, Anlagen großer Bremsberge u. a., zurückschreckte. Der Bremsberg von Hübner wurde in Neuwald in Niederösterreich im Zusammenhang mit einer großen Holzförderanlage gebaut, die in allen Teilen die große Genialität Hübners in der Anwendung der zur Verfügung stehenden Naturkräfte (Schwerkraft und Wasserausnutzung) zeigte. Mit diesem Bremsberg wurde das Holz zu einem 100 m höher gelegenen Punkt befördert, um von dort aus mit einem Wasserlauf zu Tal gebracht zu werden. Die Wagen liefen auf hölzernen Schienen, und zwischen den beiden Gleisen war ein Treppentweg angeordnet, der die Begehung des Aufzuges auch während des Betriebes ermöglichte. Jahade.



Der erste Schlafwagen der Welt

Lichtbilder: Pullman Company.

„Pullman Nr. 9“ wurde am 1. September 1859 zwischen Chicago und Bloomington in Dienst gestellt.

Aus eigener Kraft.

George Pullman, der Schöpfer der Reisebequemlichkeit.

Von Hermann Ulbrich-Hannibal.

Unter den Schöpfern des Verkehrs, die im vergangenen Jahrhundert lebten und wirkten, ist George Mortimer Pullman einer der bedeutendsten und weitblickendsten gewesen. Er ist nicht nur, wie es fast jedes Konversationslexikon der Erde verrät, der Schöpfer der Reise-sicherheit und der Reisebequemlichkeit, er ist ein Bahnbrecher, der dem gesamten Eisenbahnverkehr der Erde Wege gewiesen und seinen Stempel aufgedrückt hat. Er ist ein Pionier, der sich nicht dem Vorhandenen anpaßte, sondern das Vorhandene zwang, sich seinem Ziele anzupassen; in seiner Persönlichkeit eine Zusammensetzung von einem wagemutigen Kaufmann, großen Finanzgenie, von einem Erfinder und einem starken Organisator. Sein Lebenslauf, der Weg aus dem armen Handwerkerhause zu den Höhen des Ruhmes und Reichtums, zählt zu den bedeutendsten Lebensaufstiegen in der Welt und wurde selbst von Andrew Carnegie, der

doch auf eine der hervorragenden Laufbahnen zurückblickte, welche die Menschheitsgeschichte kennt, mit warmen Worten bewundert.

Sein Eintritt ins Leben fiel fast mit der Geburt der amerikanischen Eisenbahn zusammen. Als er am 3. März 1831 in Brocton im Staate Newyork als der Sohn eines Mechanikers, das dritte von zehn Kindern, das Licht der Welt erblickte, bestand die erste amerikanische Eisenbahnlinie Charleston and Hamburg Railroad in South Carolina gerade fünf Monate. Sie war zwei Jahre später mit einem Streckennetz von 137 englischen Meilen die damals größte Eisenbahnlinie der Welt. George Pullman besuchte bis zum vierzehnten Jahre die Schule, schlug dann die Laufbahn seines Vaters ein und arbeitete in der Stadt Albion im Staate Newyork.

Bald nachdem er, zweiundzwanzigjährig, seinen Vater verloren hatte, begann er seine selbständige Laufbahn. Der Staat Newyork wollte den Erie-Kanal erweitern lassen, zu welchem Zweck viele Gebäude von seinen Ufern fortgeschafft werden mußten. Neben vielen anderen bot auch George Pullman dem Staat einen Kontrakt an, hatte Erfolg und gab seine Tätigkeit in Albion auf, um die Häuser vom Erie-Kanal fortzuschaffen zu helfen. Und als diese Arbeit beendet war, verfügte er über einen Reingewinn von sechstausend Dollar. Das veranlaßte ihn selbstverständlich, nicht wieder in seine alte Tätigkeit nach Albion zurückzugehen, er wandte sich nach Chicago, wo ein großer, auf einem sumpfigen Gelände liegender Teil der Stadt erhöht werden sollte, und hatte Glück, auch hier einen Kontrakt zur Erhöhung ganzer Straßen mit ihren Gebäuden abzuschließen zu können, welcher ihm einen Reingewinn von zwanzigtausend Dollar einbrachte.

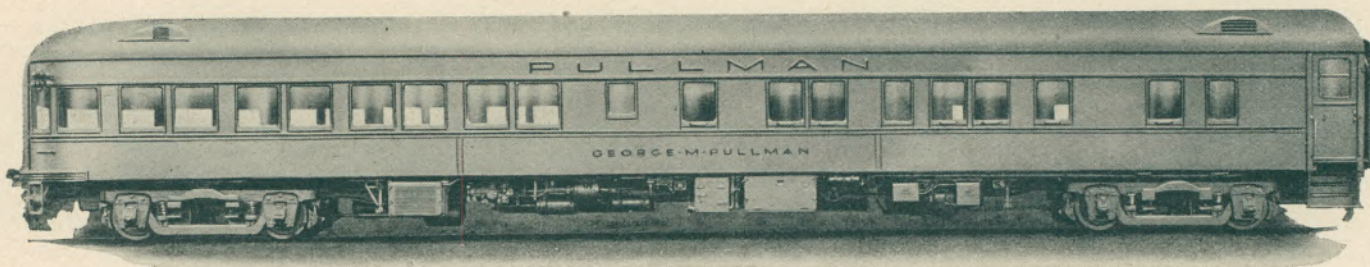
Schon während seiner Arbeit in Albion war ihm seine Schlafwagenidee gekommen. Warum, so hatte er sich gefragt, diese Eisenbahnwagen ohne jede Bequemlichkeit, warum nicht solche Wagen, die man während des Tages als bequeme Polstertwagen benutzen und zur Nacht zu angenehmen Schlafwagen umwandeln kann? Und jetzt, nachdem er in Chicago mit dem guten Gewinn abgeschlossen hatte, griff er seinen alten Einfall wieder auf und kaufte von einer Eisenbahngesellschaft zwei alte Wagen, um sie in Schlafwagen umzuwandeln. Er baute seinen historischen Wagen Nummer 9 als den luxuriösesten Eisenbahnwagen der damaligen Zeit und ließ ihn am 1. September 1859 auf den Schienen rollen. Da die Verhältnisse der damaligen Zeit in Amerika aber viele Truppen- und Munitionstransporte forderten, konnte Pullman mit seiner Schlafwagenidee kein Geschäft machen. Er wandte sich für einige Jahre einem anderen Zweig zu und ging nach Colorado; aber nachdem sich die Verhältnisse gebessert hatten, kehrte er im Jahre 1864 wieder nach Chicago zurück, um die Schlafwagenidee von neuem aufzunehmen.

Er baute jetzt einen Schlafwagen ganz so, wie er seinem Ideal entsprach, länger, breiter, höher, mit guten Polstern, mit einem Gesellschaftszimmer und allen möglichen Luxusgegenständen. Und da die Erbauung dieses Wagens ein Schritt von ungeheurem Wagemut war, nannte er den Wagen den „Pionier“. Er kostete nicht nur fast fünfmal soviel, wie der beste Eisenbahnwagen vorher jemals gekostet hatte, er war auch viel zu groß, um in den Dienst gestellt werden zu können. Die Eisenbahnfachleute bewunderten den neuen Wagen, aber zuckten die Achseln mit den Worten: „Zu breit für die Bahnsteige auf den Bahnhöfen und zu hoch für die Brücken.“ Aber Pullman entgegnete ihnen: „Dann ändert die Bahnsteige und die Brücken!“

Niemand der Eisenbahnfachleute hätte wohl daran gedacht, die Änderungen an den Bahnsteigen und Brücken vorzunehmen, um Pullmans neuen Schlafwagen in den Dienst zu stellen. Aber da kam ihm das Schicksal zu Hilfe. Der amerikanische Präsident Lincoln wurde am 14. April 1865 ermordet. Die Überführung in seinen Heimatstaat sollte eine große Huldigung für den toten Präsidenten sein. Aber das konnte sie nur werden,



Das Innere des ersten Schlafwagens der Welt. Die Sessel wurden nachts in Ruhelager verwandelt. Der Wagen besaß Kerzenbeleuchtung und einen Holzkohlenofen.



Der neueste Ganzaluminium-Schlaf- und Aussichtswagen der Pullman Company
ausgestellt auf der Weltausstellung in Chicago 1933.

wenn sie in Pullmans neuem Wagen vorgenommen wurde. Deshalb wurden in der größten Eile die Bahnsteige und Brücken so abgeändert, daß Pullmans Schlafwagen den Leichnam des Präsidenten von Chicago nach Springfield bringen konnte. Die Überführung wurde eine würdevolle Einweihung für den neuen Eisenbahnwagen „Pionier“.

Nun war die Schlacht gewonnen, und Pullman ging daran, neue Wagen zu bauen, die den Eisenbahngesellschaften und ihm zusammen gehören sollten. Er ging mit großem Weitblick zu Werke. Als eine Eisenbahngesellschaft ihm gegenüber die Befürchtung aussprach, daß die Fahrgäste lieber mit den alten Wagen fahren würden, um den höheren Fahrpreis für den Pullman-Wagen zu sparen, entgegnete er ihr kühn: „Ja, sie werden sie bezahlen, nehmen Sie beide Wagen zu den verschiedenen Fahrpreisen und überzeugen Sie sich!“ Und richtig, das Publikum stürmte die Pullman-Wagen und ließ die anderen Eisenbahnwagen leer.

Im Jahre 1867 gründete er die Pullman's Palace Car Company, die ihr Arbeitsgebiet auch nach Europa ausdehnte, da die Pullman-Wagen die europäische Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatten. Die Midland Railway in England errichtete einen Pullman-Dienst, und der König von Italien ließ eine Pullman-Linie vom englischen Kanal durch Frankreich und die Schweiz nach Italien ins Leben rufen, die von der damaligen Menschheit als ein „europäisches Wunder“ gefeiert wurde.

Pullman wandte seine Interessen dann aber wieder ganz dem Lande Amerika zu. In unermüdlicher Zähigkeit und langwierigen Kämpfen setzte er den sogenannten Langstreckendienst ein, bewegte die verschiedenen Eisenbahnlinien dazu, die gleichen Wagen zu benutzen, so daß die Reisenden nicht mehr am Endziel einer Eisenbahngesellschaft die Wagen mit denen der anderen Gesellschaft zu wechseln brauchten. Er baute auch Speisewagen und setzte dann durch, daß die Pullman Company alleiniger Inhaber und Unternehmer des Schlafwagendienstes wurde, während der Speisewagendienst in den Besitz der Eisenbahngesellschaften überging. Sein Hauptziel war daneben immer, die Sicherheit des Reisenden zu erhöhen, und er erfand als einen der größten Sicherheitsfaktoren im Eisenbahnverkehr den Vestibülwagen.

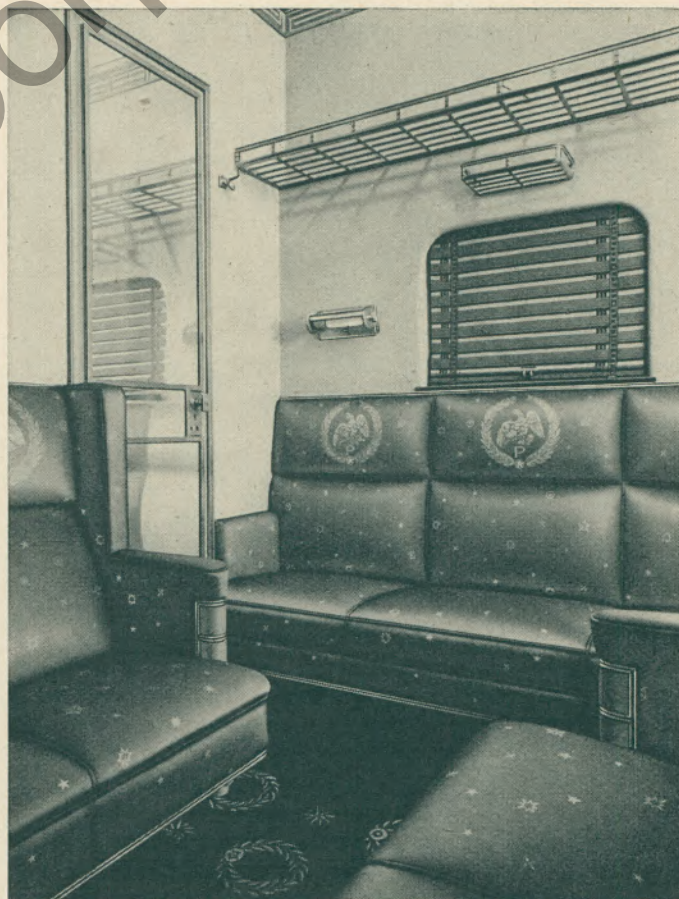
Es ist eigentlich unnötig, darauf hinzuweisen, daß es auch sein Wunsch war, auf seinem Gebiete das Geld allein zu behaupten. Andrew Carnegie erzählt in seinen Lebenserinnerungen, wie die Zusammenschmelzung seiner Schlafwagengesellschaft mit der Pullmans zustande kam. Er traf ihn eines Tages zufällig in einem Hotel auf der Treppe und sprach ihn an: „Guten Abend, Mr. Pullman! Da haben wir ja beide denselben Weg. Handeln wir beide nicht eigentlich recht töricht?“ „Was wollen Sie damit sagen?“ fragte Pullman ganz kurz. Carnegie erklärte ihm, daß sie sich gegenseitig durch ihre Konkurrenzangebote um die Vorteile bringen, die sie gewinnen wollten. „Gewiß“, antwortete der Schlafwagenmagnat Pullman, „aber wie soll man das anders machen?“ „Lassen Sie Ihre und meine Gesellschaft Hand in Hand arbeiten und eine neue Gesellschaft bilden“, schlug Carnegie vor. „Und wie soll diese heißen?“ fragte Pullman. „Nennen wir sie Pullman Company“, erwiderte Carnegie. „Kommen Sie mit in mein Zimmer, damit wir die Sache genau besprechen können!“ sagte Pullman, und vom selben Tage ab hatte die Pullman Company einen Konkurrenten weniger.

Im Jahre 1880 errichtete Pullman auf einem 3600 Morgen großen Grundstück bei Chicago die Pullman-City, mit Industriegebäuden für seine Gesellschaft und mit Wohnhäusern für seine Arbeiter, und schenkte dieser Stadt von zwölf tausend Einwohnern auch ein Theater, ein Hotel, eine Bibliothek, Kirchen und Schulen. Dann richtete er seine Aufmerksamkeit auch auf andere Eisenbahnlinien, half die Nord-Pacific- und die West-Küstenbahn erbauen und war auch Direktor bei der Union-Pacific-Bahn.

Am 19. Oktober 1897 schloß er in Chicago nach einem sehr arbeitsreichen Leben die Augen. Er hat sich in der Schaffung des Schlafwagendienstes ein unsterbliches Verdienst erworben. Und zu welcher Höhe hat er die Pullman-Gesellschaft, die er mit einem Schlafwagen begann, geführt! Sein Leben war ein ständiger Drang nach Vervollkommenung des Eisenbahnverkehrswesens. Sein erster Wagen war nur halb so lang wie die modernen Pullman-Wagen, und er war sogar zehntausend Pfund leichter als allein die Räder eines modernen Pullman-Wagens. Wie hat er die Bequemlichkeit des Reisens ständig durch neue Einrichtungen gehoben;

und doch war sein erster Wagen mit einem Ofen, der mit Holz geheizt werden mußte, und mit Öllämpchen — gegen das Kerzenlicht, das vorher benutzt wurde — vielleicht für die Menschen der damaligen Zeit noch ein größeres Wunder als für uns der moderne Pullman-Wagen, in dem sich z. B. über zwei Kilometer elektrischer Draht und fast ein Kilometer Rohre für Heizung, Wasser und Luft befinden. Das Material der Wagen hat vom Holz zum Stahl und im Jahre 1933 wieder vom Stahl zum Aluminium gewechselt und hat immer neue Annehmlichkeiten gebracht. Und dennoch wurde schon der erste Pullman-Wagen im Volksmund als ein „Palast auf Rädern“ bezeichnet.

Heute unterhält die von George Pullman gegründete Gesellschaft den gesamten Schlafwagenverkehr Nordamerikas. Die Zahl der Reisenden, die in einem Jahre im Pullman-Wagen auf den Schienen übernachtet, beträgt ein Fünftel der amerikanischen Bevölkerung. Die Pullman-Gesellschaft bezeichnet sich als den größten Haushalt der Welt, der über vier Millionen Handtücher und nahezu drei Millionen Betttücher im Gebrauch hat, und dessen Waschanstaltsrechnung jährlich über drei Millionen Dollar beträgt. Ungefähr 20 000 verschiedene Gegenstände werden aus den einzelnen Magazinen der Gesellschaft für die Einrichtungen der Wagen ausgegeben, deren Katalog allein achtdreiviertel Pfund wiegt. Ja, Pullman's Company ist ein wichtiges Verkehrsunternehmen der Erde geworden, und ihre Statistiker haben ausgerechnet, daß die Kilometerzahl der Strecken, welche die einzelnen Fahrgäste in einem Jahr zusammen zurücklegen, zweihundsechzig Reisen von der Erde nach der Sonne und zurück ergeben würde.



Blick in das Innere des Ganzaluminiumwagens.

Die älteste Eisenbahnlektüre.

Von Carl Graf Klinkowström.

Zwei kleine Büchlein liegen vor mir, die man wohl als die älteste Eisenbahnlektüre bezeichnen kann; denn sie wenden sich beide speziell an Eisenbahnfahrergäste und stammen dabei aus den Jahren 1838 und 1842. Es sind unscheinbar aussehende Bändchen im beliebten Taschenbuchformat, und ihr Inhalt entspricht ganz der auf einen großen Leserkreis abgestimmten leichten Unterhaltungsektüre jener Zeit. Beide enthalten vornehmlich Anekdoten, Scherze, witzige Verse, Epigramme, Rätsel usw. in bunter Folge. Man sieht es ihnen nicht an, daß sie heute zu Raritäten geworden sind. Diese Art von Unterhaltungsschriften ist schnell zerlesen worden und nur in wenigen Exemplaren auf unsere Zeit gekommen. Wir müssen uns dabei erinnern, daß die erste Dampfeisenbahn auf dem Kontinent die 1835 eröffnete Lokaltrecke Nürnberg-Gürth war. Erst 1838 folgten die Strecken Berlin-Potsdam, Wien-Floridsdorf und andere. Die Verleger unserer beiden Bücher haben die Konjunktur auszunutzen versucht.

Die ältere der beiden anonymen Schriften trägt folgenden umständlichen Titel: „Humoristisch-satirische Eisenbahn von Laune bis Heiterkeit. Bestehend aus Witz- und Lachschienen, nebst einem Dampfwagen voll rätselhafter Passagiere und einem Packwagen belastet mit neuen Parodien. Herausgegeben von M. J. N., Wien; Druck und Verlag von Anton Mausberger, 1838.

Im Inhalt ist von der Eisenbahn nur in der gereimten Zeieignung die Rede. Da heißt es:

Für Freunde des Humors und der Satire,
Des echten Witzes und der Heiterkeit
Erbaut ist diese Eisenbahn; sie führe
Der Leser Gmst mit sich zu jeder Zeit.

Nur die Gliederung spielt noch auf den besonderen Zweck an: das Büchlein ist in „Stationen“ eingeteilt. „Laune“ heißt die Abfahrtsstation, und die Reise führt über die Stationen „Witz“ und „Großsinn“ bis zum Ankunftsort „Heiterkeit“. Auf diese Dinge ist denn auch das ganze Büchlein abgestimmt, denn es will ja den Reisenden die Fahrt angenehm verkürzen. Freilich ist das ein anspruchsloser Humor, der zu jener Zeit die Gemüter ergötzen haben mag, der uns aber heute ein wenig schal anmutet. Ein Beispiel mag genügen: Ein Reisender fragt in einer Dorfschenke den erkrankten Wirt, warum er keinen Arzt holen lasse. „Ach“, versetzt der Wirt, „wir alle im Dorf halten nichts auf Ärzte. Wir sterben lieber eines natürlichen Todes.“

In der letzten Abteilung finden sich eine Anzahl Parodien, z. B. eine solche auf Schillers Gedicht „Würde der Frauen“ und eine ebensolche auf seine Ballade vom Ritter Toggenburg unter dem Titel „Schneider Weß Weß Weß“.

Das andere Büchlein ist inhaltlich etwas vielseitiger. Sein Titel lautet: „Labe-Becher für Fahrlustige. Die launige Lokomotive oder der lustige Gesellschaftler auf der Eisenbahn zur Erheiterung im Dampfwagen gesammelt und herausgegeben von JoCosuS satIriCuS. Mit Skizzen (zwei Lithographien) von D. Rahfeld.“ Meissen, bei F. W. Goedsche. Das Titelblatt gibt kein Erscheinungsjahr an; als solches haben wir das Jahr 1842 ermitteln können.

Die beiden Karikaturen von Rahfeld entbehren nicht des Reizes. Sie gehören zu den frühesten Eisenbahnkarikaturen und sind bisher unbekannt geblieben. Die erste hat die Unterschrift: „Wie ein Brauherr aus Hamburg verschrotten wird.“

Sie stellt eine Szene vor einem Bahnhof dar, wie ein dicker Mann mit Mühe in eine Postkutsche hineingezwängt wird. Das zweite Bild ist betitelt: „Wie Mannsfräse, der Hundsjunge, den Dampf übertrifft.“ Es stellt folgende Szene dar: Ein Junge fährt auf einem Wägelchen, vor das zwei Hunde gespannt sind, im Galopp neben einem Bahndamm her und überholt einen Eisenbahnzug, von dem die beiden letzten Personenwagen abgerissen und auf der Strecke stehengeblieben sind. Zu beiden Lithographien gehören kurze, heitere Erzählungen.

Dem Titelblatt folgen zwei in der Form eines Pokals gesetzte Widmungsgedichte, von denen das zweite in französischer Sprache unter dem Titel „Toaste“ ein Trinklied auf das Wohl der Lokomotive und ihres Erfinders ist:

Buvons en donc à la santé de l'auteur
Des locomotives et des carosses à vapeur

Célébrons
sa mémoire
Et tout à l'heure
Celle du vapeur

heißt es darin sehr schwungvoll.

Dieses Büchlein ist in drei „Fahrten“ eingeteilt, und die verschiedenen Unterabschnitte haben zuweilen dem besonderen Zwecke des Buches angepasste Überschriften, wie „Fliegende Funken“ oder „Eisenbahnbonbons“. Das sind Anekdoten.

Wir wollen uns auf ein paar Proben aus dem Inhalt beschränken. Wir finden da zum Beispiel das folgende „Gespräch auf dem Eisenbahnhofe zu Dresden“:

A.: Ist noch Platz auf dem Kälberwagen?

B.: Für Kälber nicht, aber für Ochsen.

A.: So bitte ich mir ihn aus.

Dazu wird in einer Fußnote bemerkt, daß man als „Kälberwagen“ in der Volkssprache die offenen Wagen der letzten Klasse bezeichnete.

Ferner finden wir darin eine heiter-utopistische Traumreise nach der Sonne im Jahre 1942 und eine interessante Schilderung eines neuen automatischen Restaurants in Neunorf mit ausschließlich mechanischer Bedienung. Vor dem Gast steht auf dem Tisch eine Speisekarte mit einem beweglichen Zeiger. Dieser muß auf die gewünschte Speise eingestellt werden, worauf durch einen verborgenen Mechanismus der Teller durch eine Röhre in die Küche geleitet und dort entsprechend der Bestellung gefüllt wird. Vor jedem Gedeck steht ferner ein Gefäß mit zehn Hähnen, aus denen sich der Gast selbst den gewünschten Wein in sein Glas einschenken kann. Jede Umdrehung eines Hahnes wird automatisch registriert, und zum Schluß erhält der Gast durch eine Versenkung seine Rechnung, nachdem er ein Klingelzeichen gegeben hat.

Die dritte Fahrt schildert ein Erlebnis mit der vermutlich erstmaligen literarischen Verwendung des Motivs „Liebesabenteuer auf der Eisenbahn“. Und hier spielt auch schon der Tunnel seine berühmte Rolle, der die Gelegenheit zur zärtlichen Annäherung bietet, aber zugleich zu einer peinlichen Verwechslung Anlaß gibt.

Der Verfasser hat sich nicht genannt, aber durch besonderen Druck in seinem Pseudonym wenigstens die Initialen seines Namens angedeutet: J. E. C. Er heißt Joh. Chr. Schneemann.



Monatliche Auslese besonders beachtenswerter Aufsätze
aus deutschen und ausländischen Zeitschriften.

„Faschismus“ in England.

Von Hanspeter Brunner.

Aus den „Schweizer Monatsheften“, Zürich.

In der Juninummer letzten Jahres schrieben die „Schweizer Monatshefte“ über die politische Lage in England: „Es beginnt im geistigen London zu kribbeln und zu krabbeln. Zum ersten Male seit dem Krieg nimmt das Volk Anteil am politischen Geschehen. Immer mehr Junge Scharen sich im faschistischen Hauptquartier um den Führer Sir Oswald Mosley. Die sozialistischen Blätter haben in der letzten Woche dieser Tatsache lange Spalten gewidmet, und sie sind sehr beunruhigt von Mosleys Romfahrt, von der er noch nicht zurückgekehrt ist.“

Unterdessen ist Sir Oswald längst wieder in seinem Hauptquartier an der Kingsroad, von wo aus er seine Bewegung führt. Nicht nur sein Besuch bei Mussolini oder seine Delegation bei Hitler läßt den Gegnern keine Ruhe. Vor allem ist es die Tatsache, daß seine Bewegung sich immer mehr und mehr ausbreitet, daß sie in England immer größere Ausmaße gewinnt, durch die die gegnerische Presse von links und rechts allmählich in eine Defensivstellung gedrängt wird. Der Sozialistenkongress im Herbst in Brighton befaßte sich eingehend mit der Frage der „zunehmenden Faschisierung Englands“, ohne zu einem andern Ergebnis zu kommen, als zu der Feststellung, daß sich diese Bewegung nicht mit der englischen Eigenart vereinbaren lasse. Auch die bürgerlichen Blätter sind gezwungen, sich mit den Forderungen der British Union of Fascists auseinanderzusetzen. (Wobei allerdings geflissentlich vermieden wird, Mosley oder seine Partei mit Namen zu erwähnen oder über seine Versammlungen zu berichten. Ihm gegenüber wird die „tactic of silence“ angewendet. Nur ganz allgemein besprechen die Zeitungen Fragen des Korporationsstaates, neuer Wirtschaftsordnung usw.)

Inzwischen regt sich immer mehr im Volk der Wunsch nach starker Führung und nach Zusammenschluß. Wer Gelegenheit hatte, in letzter Zeit mit dem englischen Volk, den Bauern, den Soldaten, den Arbeitern, den kleineren Beamten und Angestellten, in nähere Berührung zu kommen — also gerade mit denen, die sich bis dahin nur durch große Interesselossigkeit gegenüber der Politik ausgezeichnet hatten —, der ist erstaunt über die Übereinstimmung der Anschauungen und Hoffnungen mit den Grundlagen der neuen Bewegungen, die heute den europäischen Kontinent grundlegend neu gestalten. Dabei kann als ziemlich sicher angenommen werden, daß die meisten dieser Leute noch nie Näheres von Mosley oder seiner Partei gehört haben, noch daß sie sich eingehend mit dem Studium der italienischen oder deutschen Bewegung befaßt hätten. Vielmehr zeigt sich auch hier, daß die Forderungen und Thesen, von Mosley scharf formuliert, einem bestimmten Bedürfnis entsprechen, daß sie Ziel und Wunsch sind — als Ergebnis langwieriger innerer Verarbeitung —, zu denen der einzelne selbständig gelangt. Und in Wirklichkeit kann sich heute die Haupttätigkeit Mosleys darauf beschränken, die Leute um sich zu sammeln, die sich bereits selbständig zu neuen Anschauungen durchgerungen haben, und erst dann wird sich seine Propaganda auf die Anhänger der historischen Parteien ausdehnen.

Wer so mit dem bis anhin „unpolitischen“ Volk in Berührung kommt, der ist betroffen über das auffallende Auseinanderklaffen zwischen wirklichem Wollen und Wissen des großen Volkes und dem, was die Presse der verschiedensten Richtungen als englisches Fühlen darzustellen sich bemüht. Auch hier die gleiche Erscheinung wie in der Schweiz, daß diejenigen, die in einer bestimmten Parteischule aufgewachsen sind — und das sind die meisten Redaktoren politischer Zeitungen —, viel zu sehr in ihren Parteilehren erstarrt sind, als daß es ihnen noch möglich ist, das Wesen des eigenen Volkes, das in der Überlieferung, in der Geschichte, im Blut, in der Verbindung mit der Erde wurzelt, zu erfassen. Auch hier das lächerliche Ersuchen greisenhafter Politiker, sich doch in Zeiten der Krise nicht mit neuen Experimenten abzugeben, sich nicht zu überstürzen, auf alle Fälle keine grundlegenden Reformen in Angriff zu nehmen, um nicht irgendwie gegen „bewährte, ewige, bürgerliche Güter“ zu verstoßen.

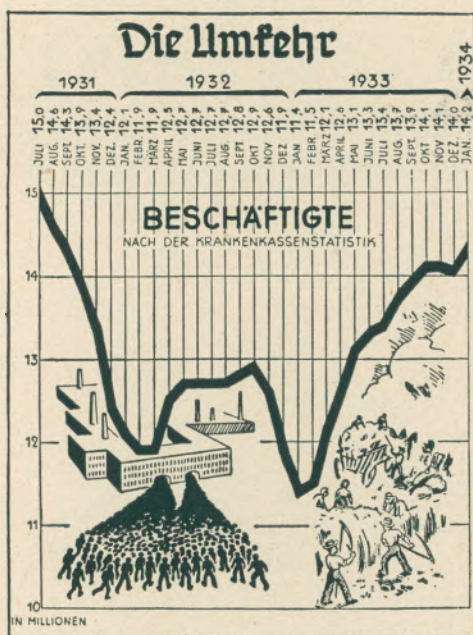
Aber auch der Bummler in London, der weniger Gelegenheit hat, sich mit der Bevölkerung zu finden, bemerkt gewisse Anzeichen einer politischen Erregtheit. Wer die elegante Regentstreet passiert, dem prägt sich in der Nähe des Oxford Circus ein Gebäude ein, dessen untere Hälfte aus ein-

gelegten schwarzen Metallplatten besteht, aus denen in mächtigen Lettern die Worte: „British Union of Fascists“ leuchten. Die Schildwache in schwarzer Uniform wird ihm erklären, daß sich hier eine der Geschäftsstellen der Mosley-Partei befindet. Oder es kann vorkommen, daß nachts um 11 Uhr, wenn die aus Kinos und Theatern strömende Menge den Piccadilly Circus überflutet, plötzlich eine Schlägerei beginnt, weil jemand faschistische oder antifaschistische Flugblätter verteilt hatte, die den Passanten nicht genehm waren. — Dies im ruhigen, nüchternen England“, im Zentrum des bürgerlichen London. — Vom gewöhnlichen Besucher weniger beachtet und sicher auch vielen Engländern noch unbekannt, spielt sich in den Arbeiter- und Hafenvierteln ein Ringen um die Seele des Arbeiters ab, das oft in Straßenkämpfe ausartet, die an Härte dem täglichen Kleinkrieg des vorrevolutionären Deutschland in nichts nachstehen.

In weiten Kreisen im In- und Ausland ist mit Befremden festgestellt worden, daß sich die Bewegung „faschistische Partei“ nennt, und es wird oft befürchtet, daß sie gerade deswegen, weil ihre Aufmachung der italienischen Parteiorganisation zu nahe stehe, zum Scheitern verurteilt sei. Am besten lassen wir Sir Oswald selbst diesen Einwand entkräften: „Es wäre leicht gewesen, einen andern Namen für unsere Bewegung zu finden, um das falsche Vorurteil, das in England der Begriff „Faschismus“ in sich birgt, zu vermeiden. Aber es wäre nicht ehrlich gewesen! Wir bekennen uns zu dieser Bewegung, die ganz Europa ergreift und in Italien im Faschismus zum erstenmal auf spezifisch italienische Art ihren Ausdruck fand. Wir wollen dieser Bewegung in England Durchbruch verschaffen und sind uns dabei bewußt, daß sie gerade in unserem Land typische Formen annehmen wird, die unserer nationalen Eigenart entsprechen und die sich in wesentlichem von ausländischen Organisationen unterscheiden werden. Den Vorwurf der Nachahmung weisen wir zurück. Jede große politische Bewegung war eine universelle Bewegung. Liberalismus und Sozialismus sind allen Ländern eigen gewesen. Ein Engländer, der sich liberal oder konservativ nannte, ist noch längst kein Nachahmer des Auslandes, sondern er versucht, durch englische Formen und englische Methoden einer politischen Weltanschauung Ausdruck zu verleihen, welche ebenfalls in andern Ländern praktische Gestalt angenommen hat.“

Schöpfer und Träger der faschistischen Bewegung in England ist Sir Oswald Mosley. Zuerst Mitglied der Konservativen, darauf der Labourpartei, wurde er Mitglied der Regierung. Bald wurde es ihm bewußt, daß keine dieser beiden Parteien befähigt ist, England den Weg aus der Krise zu weisen zu neuer Ordnung. Nach seiner bedeutenden Rede am 28. Mai 1928 im House of Commons, in welcher er die wirtschaftliche Autarkie für das Britische Reich und eine systematische Bekämpfung der Arbeitslosigkeit forderte, trat er aus seinen öffentlichen Ämtern und aus der Partei zurück. Im gleichen Jahre gründete er die „New Party“, die später im Herbst 1932 in „British Union of Fascists“ umgetauft wurde.

Mosley, hochgewachsen, braun, mit energischem, bleichem Gesicht, ist nicht der Typus des phlegmatischen, gewollt gleichgültigen Engländer, den wir bei uns gewöhnlich antreffen. Er verkörpert vielmehr die Gestalt des Frontkämpfers, dessen Züge den harten Ausdruck eines bewußten Willens angenommen haben. Während des Krieges diente er in Frankreich im „Royal Flying Corps“. Der Kern seiner Bewegung rekrutiert sich zum größten Teil aus ehemaligen Kriegsteilnehmern. Das große Verdienst Sir Oswalds um seine Bewegung ist die frühzeitige Erkenntnis, daß die Durchschlagskraft der Bewegung nicht auf ihrer Breite fußt, sondern auf ihrer Intensität, und daß er deshalb die Mitgliedschaft erschwert und sie mit harten Pflichten verbindet. Wer der Bewegung beitreten will, hat sich über die Gründe, die ihn dazu bestimmen, zu erklären. Erst nach zweimonatiger Probezeit, während welcher der Mitgliedschaftskandidat eine besondere graue Uniform zu tragen und möglichst viele Arbeiten zu leisten hat, wird er der Organisation einverleibt. Die Kenntnis der strengen Kontrolle und das Bewußtsein der pflichterfüllenden Mitgliedschaft bringt es mit sich, daß sich kaum jemand aus bloßen Opportunitätsgründen oder Zweckmäßigkeitsbetrachtungen oder aus bloßer Gefühlsüberwallung um die Aufnahme bewirbt.



Im Januar wieder Rückgang der Arbeitslosigkeit.

Es geht aufwärts! Die Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen der nationalsozialistischen Regierung wirken sich immer mehr aus. Im Januar 1934 wurde Tatsache, was bisher für unmöglich angesehen wurde: Abnahme der Arbeitslosigkeit mitten im Winter, in einem Monat, der in jedem Jahr ein gewaltiges Anschwellen der Erwerbslosigkeit brachte. Man mag versuchen, die nationalsozialistische Aufbauarbeit zu verkleinern — das nationalsozialistische Deutschland wird sich vom Vormarsch auf sein Ziel nicht abbringen lassen. Jeder, der arbeiten will, wird auch Arbeit erhalten. Ein verheißungsvoller Anfang ist gemacht, der weiteren Verelendung der deutschen Wirtschaft ist Einhalt geboten und mit unbeirrbarer Tatkraft wird am Wirtschaftsaufbau gearbeitet.

Ein mächtiges Gebäude an der Kingsroad, in der Nähe des Cloane Sq., ein ehemaliges Schulhaus mit unzähligen, weiten Räumen, dient als Sitz des Stabes der Bewegung. Hier ist das Arbeits- und Schlafzimmer Mosleys, hier sind Schlafräume und Kantinen für einen Teil der Self Defence Force — ungefähr 150 Mann befinden sich in ständiger Alarmbereitschaft —; Tag und Nacht wird fieberhaft gearbeitet in den Büroräumen, in den Gekü- und Vorküchen, auf der Redaktion, in der Druckerei und natürlich auch in Küchen, Uniformschneiderei, Materialverwaltung. Die BLZ zählt heute 450 000 bis 500 000 Aktivismitglieder. Ihre Uniform ist ein schwarzes Hemd mit dem Viktorenabzeichen.

Bis heute hat die BLZ noch nicht am eigentlichen politischen Tageskampf teilgenommen. Sie beschränkte ihre Tätigkeit auf öffentliche Kundgebungen, Vorträge und insbesondere auf den inneren Ausbau der Partei. Eine ihrer Hauptaufgaben sieht sie darin, die politische Macht, die in den Organisationen der Trade Unions liegt, zu brechen. Vor die Frage gestellt, ob eigene Gewerkschaften zu gründen seien oder ob versucht werden soll, in die bestehenden politischen Gewerkschaften einzudringen, entschloß sich Mosley für das letztere. So sind heute viele Mitglieder der BLZ zugleich Mitglieder der Trade Union. Der Gedanke ist dabei, die Gewerkschaften mit neuem Geist zu erfüllen. Nicht in ihrer Zertrümmerung sieht Mosley den Endzweck, sondern im Ausbau dieser Arbeiterorganisationen und in deren Eingliederung unter ein höheres Interesse der Nation.

Den Weg aus den erstarren Stellungen, aus dem Leerlauf der Politik und der Wirtschaft erblickt Mosley in der Schaffung einer straffen nationalen Regierung, die fähig ist, planmäßig die Wirtschaft aus dem Chaos zu führen. Es ist sein Bestreben, die verschiedenen Kräfte, die heute schon sich bemühen, auf ihre Art korporative Forderungen zu verwirklichen, allerdings mehr planlos und ohne eigene Machtbefugnis zu befehen (man denke an den Baumwollkonflikt von Lancashire, die verschiedenen Councils, Advisory Council, Industrial Council, die für eine staatliche Intervention außerhalb des Parlamentes arbeiten), in ein System einzugliedern. Der korporative Aufbau bildet für Mosley die Möglichkeit zum Self Contained Economic Market, zur britischen Autarkie, zu einem natürlichen Gleichgewicht zwischen den Dominions, die vorwiegend Nahrungsmittel und Rohstoffe produzieren, und dem Fertigwaren liefernden Mutterland. Es ist allerdings fraglich, ob es je möglich sein wird, der zunehmenden Vernetzung und der Industrialisierung der Dominions zu steuern und sie wieder mehr mit England zu verknüpfen und die Spannungen insbesondere zwischen den farbigen Untertanengebieten und London zu beseitigen.

Mosley ist Anhänger der Idee von Asvero Gravelli, dem Herausgeber des „Ottobre“ (Giornale del Fascismo Universale), der die Zusammen-

arbeit der Bewegungen der verschiedenen Länder erstrebt. Zweifellos würde eine solche Organisation einem weitverbreiteten Bedürfnis entsprechen. Die Zusammenarbeit der jungen Bewegungen, gleichgültig, ob sie, wie in Italien und Deutschland, im Staat schon die Macht errungen oder sich noch in Minderheits- und Oppositionsstellung befinden, ist notwendig. Gerade das muß Mosley hoch angerechnet werden, daß er die geistigen Zusammenhänge der betreffenden Bewegungen in den verschiedenen Ländern offen zugestehet und bejaht. Damit ist auch der Beweis geliefert, daß sich das gleichzeitige Eintreten für den Nationalstaat und ein zwischenstaatliches Zusammenarbeiten sehr wohl vereinbaren läßt. Voraussetzung dafür ist bloß, daß vorher alle Völker eine nationale Erneuerung durchmachen. Nicht um eine Reform der bestehenden zwischenstaatlichen Einrichtungen geht es heute, sondern um die Reform der Einrichtungen der einzelnen Staaten. Nur durch eine scharfe Wendung im politischen Leben der Völker zu innerer Einheit und Geschlossenheit und zum Bewußtsein ihres Eigenwertes wird eine Besserung der zwischenstaatlichen Beziehungen und damit der europäischen Lage möglich sein.

Deutscher Werktag.

Von Bernt von Heiseler.

Aus der „Zeitwende“.

In seiner Rede nach dem ersten großen Wahlsieg der Nationalsozialisten im September 1930 sprach der Führer Adolf Hitler das gute Wort: „Nach dem Sieg bindet die Helme fester.“ Wir haben heute, nachdem die Bewegung Macht und Verantwortung im Staat übernommen hat, um so mehr Anlaß, dieser Mahnung zu gedenken. Denn sie bedeutet eine Haltung, die den Sieger erst des Sieges wert macht. Sie will sagen, daß der Soldat einer Idee gerade in dem Augenblick des erkämpften Vorteils mit allem Ernst seines Soldatentums sich erinnern soll. Niemals steht der Kampf der Kräfte still. Das eben Gewonnene muß in der nächsten Stunde verteidigt werden. Immer wieder beginnt im Buch des Lebens eine neue Seite.

Die Welt hat mit viel Erstaunen und wenig Verständnis den Aufbruch der deutschen Kräfte gesehen. Sie hält ihn für einen Rausch und wartet mit der berühmten „Uhr in der Hand“ auf den Moment, da auf den Rausch der Kaskaden folgen soll. Wir können ihr diese Meinung nicht durch Worte, sondern nur durch die zwingende Beweiskraft der Tatsachen widerlegen. Wenn die Erhebung unseres Volkes ein Rausch ist, dann wollen wir ihm eine Nüchternheit von solcher Art folgen lassen, daß die Welt die Güte des Weins erkenne, von dem wir getrunken haben.

Dem zur nüchternen Bewältigung des Alltags müssen wir zurückfinden. Wir alle haben mit Schauern der Ehrfurcht und Freude das fast unmöglich Beglaubte wirklich werden sehen. Nach Jahren der Erniedrigung hat das Deutsche wieder einen Glanz gewonnen. Es ist wieder eine Kraft, es kennt sich selbst, es hat den Willen zur Behauptung des eigenen Daseins wiedergefunden, wie seit 1914 nicht mehr. Dies Erlebnis, die Wiederkehr erhöhter Glaubenskraft, mag immerhin „Trunkenheit“ heißen — solche Stunden sind schöpferisch und notwendig im Leben eines Volkes. Aber wir dürfen uns nicht länger, als die Stunde es will, in diesem Zustand festlicher Erregung halten wollen. Es ist jetzt wieder Werktag. Das Geseß von gestern war: Feier; das Geseß von heute ist: Leistung.

Niemand, auch das Ausland nicht, wird jetzt noch leugnen können, daß die Regierung Hitlers den „Werktag“ mit der Entschlossenheit begonnen hat, die der Aufgabe zukommt. (Die sinkenden Arbeitslosenziffern haben beweisende Kraft.) Diese Haltung aber, die hier einmal die „werktagliche“ genannt werden soll, muß allgemein werden. Sie muß übergeossen auf jedes deutsche Arbeitsfeld. Der Feiertagsroß wird nicht in der Woche getragen, und von dem Gesellen, der beim Festzug am Sonntag an der Spitze marschierte, wird der Meister doch und erst recht in der Werkstatt ganze Arbeit verlangen. Nirgends aber ist diese werktagliche Gesinnung, die ruhige Beurteilung geleisteter Arbeit notwendiger als in unserer Kunst — denn hier soll ja die geistige Intensität der Zeit, unser Glaube und unsere Tat einen Niederschlag finden, der später vor den Augen der Nachwelt für uns zeugen muß. Hier am allerwenigsten darf die Nachlässigkeit oder Unfähigkeit eine Entschuldigung finden, und das Maß, mit dem wir zu messen haben, nehmen wir aus den Händen der Ahnen und Führer, von denen wir das Gut des deutschen Geistes rein überkommen haben.

Das zu sagen ist heute notwendig. Groß und lärmend ist die Schar derer geworden, welche die Flamme der deutschen Erneuerung gerade für warm genug hielten, um ihre Suppe daran zu kochen. In vielen ehrlichen Köpfen beginnt sich die Vorstellung auszubreiten, als könne durch nationale Gefühle die künstlerische Leistung, die eigentliche gestaltende Kraft ersetzt werden. Ein volles Herz und ehrliche Begeisterung sind gewiß gut und nötig, aber beides würde nicht genügen, um einem Schreinergefell eine Stelle beim Meister zu verschaffen — warum soll es denn hinreichen, um sich als Künstler zu etablieren?

Damit stellen wir nicht das Können über die Gesinnung. Aber auch nicht die beste Gesinnung macht einen Menschen zum Künstler. Wer künstlerische Kraft nicht hat und beweist, dem muß die Kunst den Zutritt in ihren Bezirk verweigern.

Die Kunst des neuen Deutschlands wird niemand als den Ährigen dulden, der das Geseß des Volkes nicht anerkennt; sie wird das nicht aus staatlichem Zwang, sondern in der wiedergewonnenen Erkenntnis ihrer Aufgaben. Sie weiß wieder, daß noch jede große Kunst aus dem Schoße eines Volks-

tums Hervorgang, als dessen ewiger Ausdruck. Früher konnte es geschehen, daß die bewußten Zerstörer unsrer Volkskraft, bei ihrer Arbeit ertappt, sich mit großem Geschrei auf das Gesetz der Kunst beriefen, als ob diese jede schnell erlernte Fertigkeit beschützen müßte, die ihren Namen usurpiert hatte. Jetzt aber, seit der Wendung der deutschen Dinge, wollen die Unfähigen, die Schwachen und Halben sich unter den Schild der „Besinnung“ flüchten um dem Richtspruch der Kunst zu entgehen. Weder das eine noch das andre dürfen wir dulden, wenn es uns ernst ist um das werdende Deutschland — und all diese Verwirrung endet, sobald wir die unzerteißbare Bindung erkennen, welche die Kunst an ihr Volkstum kettet, aus dem sie ganz so heraufwächst wie der Baum aus seinem nährenden Erdreich.

Die „werktagliche Haltung“, von der wir sprachen, will den Raum für die Leistung und die Abwehr des Unzulänglichen — und so lautet unsre Forderung auch an die Kunst. Wenn Hitlers Staatsführung den deutschen Werktag eröffnet hat, so haben wir zu sorgen, daß er in jedem von uns beginne, und er wird so zu einem Gedanken von einer Heiligkeit und Macht, die in nichts geringer ist als das Erlebnis jener ersten Feststunden des erneuerten Volkes. Er wird die Quelle der Kraft, deren die deutsche Welt in jedem kommenden Kampfe bedarf. Er wird der richterliche Standort, vor dem unweigerlich die rechten und falschen Helfer sich scheiden. Er wird das Feldzeichen, unter dem die Besten sich sammeln, und die Waffe, die niemand uns nehmen kann; und erst, wenn sein Gesetz auf all unser Tun seine Anwendung findet, gewinnt das Haus, das wir gründen, lebendige Dauer.

Wesenszüge der Argentinier.

Aus einem Artikel des bekannten französischen Geschichtsschreibers André Siegfried, Professor an der Politischen Hochschule in Paris, in „The Fortnightly Review“, London.

Die Argentinier sind ein sehr patriotisches Volk; sie sind stolz auf ihr Land, und das mit Recht. Ganz besonders hängen die Einwanderer, die sich sehr schnell zu hundertprozentigen Argentinern entwickeln, an ihrer neuen Heimat. Die Kinder von Ausländern, die sich im Lande niederließen, weigern sich, die Muttersprache der Eltern zu sprechen; ja, sie blicken häufig auf die Eltern herab, nur weil diese gebürtige Europäer sind. Auf die gleiche Tragödie stößt man in den Einwandererfamilien der Vereinigten Staaten. Die Engländer, die in Argentinien ebenso unnahbar wie anderwärts sind, suchen ihre englischen Eigentümlichkeiten zu wahren und werden deshalb nur langsam und unter Schwierigkeiten assimiliert, aber Franzosen und vor allem Italiener und Spanier passen sich ungemein schnell der neuen Umgebung an. Das Land bleibt frisch, jung und in wirtschaftlicher und geistiger Hinsicht unfertig. Insbesondere was Finanzen und Kultur betrifft, macht es noch den Eindruck einer Kolonie.

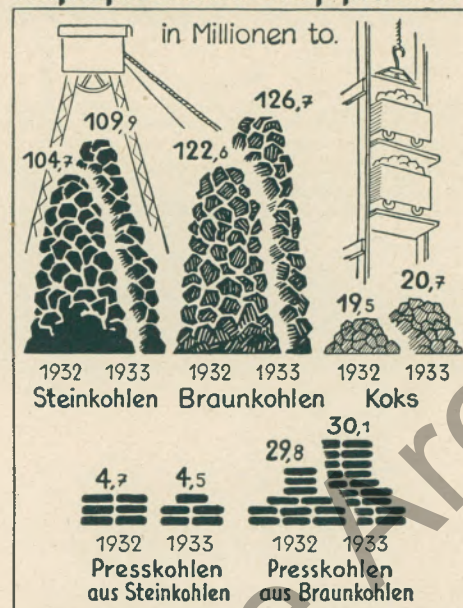
Angesichts der großen Anzahl von Italienern, die vor allem im Laufe der letzten Jahre eingewandert sind, sucht man im Nationalcharakter nach italienischen Zügen und stellt tatsächlich bei den Argentinern etwas von der geistigen Regsamkeit, Lebendigkeit und Gewandtheit des Italieners fest. Auch den leicht reißbaren Nationalstolz, den man aus Italien kennt, findet man hier. Im Grunde genommen aber sind die Argentinier noch spanisch, und die Kultur des Landes, vor allem der gebildeten Kreise, hat Frankreich viel mehr als Italien zu verdanken.

Die Auswirkung der spanischen Einwanderung ist nicht einheitlich. Die Siedler, die aus Nordspanien — aus Galicien, den baskischen Provinzen, Asturien und Katalonien — kamen, haben zur Heranbildung eines ernstesten, etwas schwerfälligen, bäuerischen Volksschlages geführt, der an ernste, geduldige Arbeit gewöhnt und sparsam veranlagt ist, ein Charakterzug, der in der Neuen Welt allerdings bald verschwindet. Sie brachten die Traditionen Wests, ja sogar Nordeuropas mehr als die Traditionen des Südens mit sich. Ganz anders die südspanischen Einwanderer, die den Mittelmeerböckern zugehören und Ähnlichkeit mit den Südtalienern haben. Diese Andalavier und Kastilier sind dem Charakter und der Herkunft nach echte Spanier. Sie tragen den spanischen Hochmut zur Schau, dazu einen Individualismus, der sich gegen jede Disziplin auflehnt, und eine gewisse Melancholie, die zugleich aristokratisch und ergreifend ist. Bei ihnen ist deutlich der arabische Einschlag erkennbar, der ausgezeichnet mit der indianischen Lebensauffassung der Neuen Welt harmonisiert.

Der Indio weist eine Reihe von Charakterzügen auf, die man auch beim Mauren antrifft: denselben Stolz, dieselbe Lässigkeit, dieselbe Neigung zu Einsamkeit und Schweigen, dieselbe Befähigung zu passivem Widerstand. Die Kreuzung zwischen Spaniern und Arabern im Mittelalter hat einen besonders hervorragenden, noch heute vorhandenen spanischen Typus hervorgebracht. Die Kreuzung zwischen Spanier und Indio führt zu ähnlichem, wenn auch nicht ganz so günstigem Ergebnis. Solche Mischlinge trifft man in dem an die Mittelmeerstädte erinnernden Buenos Aires kaum an; aber in der Andengegend, vor allem im Norden des Landes, tritt der indianische Einschlag in Erscheinung und läßt sich in Zügen, Bewegungen und Haltung der unteren Volksklassen erkennen. Neger gibt es nicht oder, genauer gesagt, nicht mehr.

Wir haben es hier also mit einer vortrefflichen Rasse zu tun: kraftvollen, intelligenten und vornehmen Menschen. Den größten Anteil an der Bildung des Nationalcharakters und an der Entwicklung der Kultur des Landes hat die spanische Tradition, die mit einem vom arabischen nur schwer zu unterscheidenden indianischen Einschlag durchsetzt ist. Der

Kohlenproduktion Deutschlands 1932 1933



Die Steigerung des Kohlenabfahes in Deutschland. Ein Zeichen der Wirtschaftsbelebung.

Das Jahr 1933 brachte durch das wiederkehrende Vertrauen zur deutschen Wirtschaft eine ganz beträchtliche Belebung in allen Industriezweigen. Unwiderlegbar zeigt sich das auch an der Steigerung des Kohlenabfahes in Deutschland. Produktion und Abfah konnten im Jahre 1933 gegenüber 1932 um mehr als 5% für fast alle Kohlenarten gesteigert werden. Man erkennt daraus die erhöhte Wirtschaftstätigkeit. Es geht wieder aufwärts.

Einfluß der Italiener erstreckt sich augenscheinlich nur auf Äußerlichkeiten.

Der Argentinier selbst erklärt, daß der Gaucho eigentlich am vollkommensten den Nationalcharakter darstellt. Den echten Gaucho oder Cowboy gibt es nicht mehr, aber seine Freiheitsliebe und Abenteuerlust, seine Brutalität und sein empfindliches Ehrgefühl sind noch bei vielen Argentinern anzutreffen, die weder Cowboys waren noch sind.

Das politische Leben ist mit demjenigen Frankreichs oder Englands nicht zu vergleichen. Der Parteiführer gleicht oft erstaunlich einem Häuptling mit seinem Gefolge; ja, im Wahljargon ist noch der Ausdruck „caudillo“ üblich, der ebensoviel einen Räuberhauptmann wie einen politischen Führer bezeichnet.

Lateinische bzw. maurische Traditionen sind auch im argentinischen Familienleben spürbar, das selbst heute, in den Tagen des Tanzlokals, des Ford-Autos und des Kinos, noch seine ursprüngliche Macht und Stärke bewahrt. Häufig nimmt die Familie, wie in der Levante, die Dimensionen eines Clans oder einer Stammesgemeinschaft an. Bleiben die verheirateten Söhne im Elternhause wohnen, was häufig der Fall ist, so wird das tägliche Mittagessen zum Bankett; und versammelt sich die ganze Familie im Salon, so ist dieser buchstäblich mit Menschen aller Altersstufen vollgepfropft. Die Disziplin ist mittelmäßig, aber gegenseitige Zuneigung und Hilfsbereitschaft sind bemerkenswert. Das bedeutet einen starken Wall gegen die heranrollende Flut der Amerikanisierung.

Schließlich sind es drei Züge, die den argentinischen Nationalcharakter kennzeichnen. Erstens die Schwermut, die von den Arabern ererbt und durch die Berührung mit den Indios noch verstärkt wurde. Der Argentinier ist Optimist, aber trotzdem umgibt ihn eine gewisse Atmosphäre der Melancholie.

Der zweite Charakterzug des Argentiniers ist seine von den Spaniern ererbte Indolenz. Sie wird bis zu einem gewissen Grade zweifellos durch den italienischen Einschlag ausgeglichen, wird aber in diesem überreichen Lande mit seinem nicht gerade anregenden Klima dennoch erhalten bleiben. Die Folge davon ist eine gewisse Lässigkeit, eine Neigung, sich mehr auf Intuition und Inspiration zu verlassen als auf geduldige methodische Arbeit.

Als dritte Nationaleigenschaft kommt schließlich der individuelle und nationale Stolz hinzu, die Neigung, mit dem eigenen Besitz zu prahlen, das Erstreben, reich zu sein oder den Anschein zu erwecken, es zu sein. Dieser letztere Zug des Südamerikaners, der uns in Europa immer bestürzt, ist ziemlich tief im argentinischen Charakter verwurzelt. Er stammt sowohl aus Italien als auch aus Spanien und ist etwas echt Südliches, den Mittelmeerböckern — im Gegensatz zu der angelsächsischen Rasse — Eigentümliches. Von Spanien kommt der Anflug von Stolz, von Italien die Eitelkeit.



Lob des Vorlesens.

Zu den tiefsten und heiligsten Eindrücken meiner Kindheit gehört das Vorlesen. Mein Vater besaß eine Bücherei, die das Staunen des Kindes und die Freude des jungen Menschen gewesen ist. Sie hielt sich auf der Ebene des in Gefühlen starken, im Temperament weichen, den Schulungen des humanistischen Ideales und tiefer Vaterlandsliebe huldigenden Bildungsmenschen aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Hier standen alle „Klassiker“, standen die Großen der achtziger und neunziger Jahre, also Paul Henze, Georg Ebers, Fr. Spielhagen, Ernst von Wildenbruch, F. Dahn, E. Geibel, Leuthold u. s. w., stand eine außerordentlich umfangreiche Bismarckliteratur, die dem großen Verehrer Bismarcks selbstverständlich erschien; hier gab es Schubfächer, in denen sich Operntexte und Neclambändchen befanden, oder lyrische Sammlungen aller Art.

So weit nun auch der Radius seiner Bildung war, so sehr er, in dem Schrifttum seiner Zeit und der Vergangenheit wurzelte — oder wohl gerade deshalb! — er hat uns Kinder mit einer vorbildlichen Vorsicht und Pflege an die Dichtung herangebracht und uns das große Reich des Geistes als ein getreuer Sachwalter erschlossen. Und der beste Weg dazu erschien ihm das Vorlesen.

Mein Dank dafür ist sehr groß.

Wenn ich daran denke, legt es sich wie ein Mantel milder Versunkenheit um meine Seele. Es ist, als fielen alle die Jahre zurück und versanken, und es wäre wieder einer jener Abende, an denen wir mit roten, glühenden Wangen vor dem Vater saßen und zuhörten. Auf die Kindermärchen und Bilderbücher (an die die Erinnerung naturgemäß sehr schwach ist) folgte das Reich der Sagen: deutsche und griechische Helden marschierten auf, von denen mir Siegfried und Odysseus mit seinen Irrfahrten den größten Eindruck machten.

Was gelesen wurde, blieb unvergessen! Die faszinierende Gewalt des gesprochenen Wortes offenbarte sich auch dann, als den großen, reliefartig oder freskenhaft wirkenden Szenen der Sagen die mildere Welt der deutschen Dichtung folgte; das gesprochene Wort — sehr weise und in klaren Dosen gegeben — übertraf die Kraft aller gelesenen Worte, ja übertraf an Kraft auch das meiste, was in der Schule gelehrt wurde.

Webers Bersepos „Dreizehnlinden“, Scheffels „Ekkehard“, Romane von Fritz Reuter, Heinrich Seidels kleine gefühlvolle Geschichten, vor allem aber Frentags „Coll und Haben“ sind mir unmittelbarste Gegenwart geblieben; ja ich weiß noch heute die Situationen aus den Büchern, mehr noch die Gruppierungen um den Tisch mit der Verteilung von Vater, Mutter und Schwester.

Diese kurze Erinnerung an die eigene Jugend gebe ich nur, weil ich von meinen eigenen Kindern jetzt die nämlichen Erfahrungen mache, weil ich sehe und bewundere, wie auch sie — trotz aller Inanspruchnahme, die heute den Kindern von außen wird — der Magie dieser Lesungen erliegen und sich ihnen hingeben.

Man sage nicht: dazu habe ich keine Zeit! Sie muß sich finden.

Wenn die Familie die Keimzelle des Staates bleiben soll, dann kann man diese Stunden zu einer Keimzelle wahrer Bildung werden lassen, in der man zu den größten und edelsten Gütern finden muß.

Von den Sagen machten wir einen ganz großen Schritt und schlugen „Coll und Haben“ auf, und ich kann nicht anders, als dem guten Gustav Freytag hier eine herzliche Liebeserklärung zu machen. War schon mit als Knaben dies Buch unter allen, die der Vater uns vorlas, das liebste, bestgekannnte, in allen Phasen unverloren, so scheint sich diese Verehrung nun bei der Jugend von 1933 zu wiederholen.

Denn es ist ganz herrlich und unbedingt bewundernswert, wie der Dichter seine Menschen und Schicksale einführt, ihre Wege verbindet, die Tragik vorbereitet und seinen feinen Humor und seine milde, aber weitgreifende Kritik spielen läßt. Gut und Böse sind angenehm verteilt, das Leben der Zeit ist klar und gegenwärtig, und die Helden der Erzählungen müssen ihren Sieg redlich erkämpfen. Ich habe niemals den Einzugs Anton Wohlfahrts in Breslau vergessen können, niemals den Schurken Weitel Jzig und sein edleres Gegenstück, den jungen Chrental. Es ist mir, als würde nun — da ich den eigenen Kindern von Herrn von Fink vorlese und von der fraulichen Sabine, von Lenore, der Baronstochter, und von vielen anderen guten Menschen — die eigene Jugend in klarstem Lichte lebendig. Deutscher kann kaum ein Buch sein, es ist erzieherisch, ohne zu schulmeistern, es ist ethisch, klar, durchsichtig und eindringlich, es hat ein großes und erhabenes Ziel, dem es zutreibt in einem ganz pathosfreien, ein wenig beschaulichen deutschen Stil.

Mit solchen Lesestunden schafft man an Deutschland. Ich sehe, daß

ich damit selbst den wilden temperamentvollen Buben einfange, einordne, eingliedere, daß ich den Kindern einen Geistraum erschließe, der sich groß und ewig über unserem gesamten Volke erbaut. Und ein wenig denke ich daran, wie nahe mir Jugend und Vater durch die erwachte Erinnerung wieder kommen, wie lebendig mir Stimme und Sprache werden: — vielleicht rede ich im nämlichen Tonfall, bin an der nämlichen Stelle gerührt, vielleicht liegt mein Finger auf der gleichen Stelle wie einst der seine, und ich hebe das Auge auch dort vom Buche, wo er es tat. Wecke ich — wie ich an den Augen ablesen kann — dieselben Gefühle: wird dann nicht in ihrem Alter mein Bild vor ihrer Seele stehen?

Dies zu fühlen ist schön. Und auch darum lobe ich das Vorlesen!

Hans Franke, Heilbronn.

Können Tiere denken?

Der Artikel auf Seite 539 Ihrer Monatschrift von Major R. W. G. Hingston über „Schlaue Insekten“ (Instinkt oder Verstand?) reizt mich zur Erzählung eines Jugenderlebnisses, das mir, als ich etwas älter geworden war, oft Anlaß gegeben hat, über jene Frage nachzudenken.

Vor annähernd 60 Jahren bekam mein Vater von einem Schweizer Freunde, der ihm zu besonderem Danke verpflichtet war, einen Steinadler geschenkt. Ein Geschenk, das zwar mit sehr gemischten Gefühlen entgegengenommen wurde, aber nicht gut abgelehnt werden konnte.

In unserem parkartigen Garten mit altem Baumbestand wurde dann an einer geeigneten Stelle unter einer Buche auf zwei Pfählen waagerecht eine lange Stange befestigt und an dieser mit einer Kette der Vogel, so, daß er sich auf der Stange und auf der Erde verhältnismäßig frei bewegen konnte. Von dieser Vergünstigung hat er allerdings wenig Gebrauch gemacht.

Unser neuer Freund, der offenbar ganz jung, bevor er flügel geworden, aus dem Niste genommen worden war, war lammfromm, ließ sich nach ganz kurzer Zeit von uns streicheln und stieß, wenn er nicht gut gelaunt war, höchstens einmal abwehrend mit dem Schnabel, ohne uns aber ernstlich zu verletzen.

Eines Tages besuchte meinen Vater ein Geschäftsfreund mit einem großen Hunde. Unglücklicherweise war das Gartentor nicht, wie sonst stets, geschlossen. Der Hund hatte auf einmal den Vogel gewittert und schon, bevor es verhindert werden konnte, wie von einer Tarantel gestochen, sprang er mordgierig durch Tor und Garten auf jenen los. Was dann geschah, war das Werk eines Augenblicks, endete aber anders, als es sich die Beteiligten gedacht hatten.

Es folgte ein klägliches Geheul, und als die hinzugeeilten Herren auf dem Kampfplatze ankamen, saß der Adler auf dem Nacken des Hundes und hieb auf dessen Kopf ein.

Obwohl der Vogel niemals mit seinen Alten ausgeflogen war und von diesen gelernt hatte, wußte er genau, wo sein Feind am empfindlichsten zu treffen war. Er wußte auch sofort, wohin er sich zu wenden hatte, als er frei geworden war.

Der Hund wurde sofort zurückgerissen, aber es war bereits zu spät. Ein Auge war ihm ganz herausgeschlagen und das andere so sehr verletzt, daß es auch nicht mehr zu retten war. Der Hund mußte getötet werden.

Von den Verdrießlichkeiten, die diesem Drama folgten, will ich schweigen, möchte aber noch erzählen, welches Ende unsere Freude mit dem Steinadler genommen hat.

Der Übeltäter sollte erschossen werden. Weshalb mein Vater dann doch davon Abstand genommen hat, ob sein Gerechtigkeitsgefühl ihn daran gehindert hat oder was sonst, weiß ich nicht mehr. Um aber ähnlichen unliebsamen Vorkommnissen ein für allemal vorzubeugen, sollte für den Vogel ein Käfig gebaut werden. Zunächst kam er aber in eine leerstehende Mansarde.

Als mein Vater einmal verreist war, wollte ich die Gelegenheit wahrnehmen und einigen meiner Schulkameraden „meinen“ Adler zeigen. In dem Augenblick aber, als wir zur Tür hereinkamen, flog er, durch den ungewohnten Massenbesuch erschreckt, auf und gegen das Fenster. Es folgte Scheibenschlagen, und mein Freund war fort.

Wir fanden ihn, friedlich, vielleicht mit etwas Kopfschmerzen infolge des Stoßes gegen die Fensterscheibe, vor unserem Hause auf einem Baume sitzend.

Einer unserer Arbeiter, der ihn, nebenbei bemerkt, täglich zu betreuen hatte und den er dazu auch gut kannte, legte eine Leiter an den Baum, um den Ausreißer herunterzuholen; als er aber ungefähr die Hälfte der Leiter erstiegen hatte, flog der Adler auf, freiste einige Male in der Luft und zog dann in gerader Richtung nach Süden ab, seiner Heimat zu. Meine Eltern haben ihm nicht nachgetrauert, ich aber sehr.

Überall in der Tierwelt begegnen wir Verstandesaussagen, für die wir keine Erklärung finden, und die wir daher mit der Bezeichnung „Instinkt“ abtun.

E. Kneift.

Der Nussknacker

Karreerätsel. (Gefällig geschügt.)

1	2	3	4	5	6	7	8	9
10	11	12	13	14	15	16	17	18
19	20	21	22	23	24	25	26	27
28	29	30	31	32	33	34	35	36
37	38	39	40	41	42	43	44	45
46	47	48	49	50	51	52	53	54
55	56	57	58	59	60	61	62	63

Jede Zahl der zu erratenden Wörter entspricht einem Buchstaben, der in das mit der gleichen Zahl bezeichnete Karree einzutragen ist. — Die Buchstaben, von 1 bis 63 fortlaufend gelesen, ergeben ein Wort von Ellen Key.

Bedeutung der einzelnen Wörter:

- | | | | | | |
|----------------------------|----|----|----|----|-------|
| 1. Waschtrog | 21 | 14 | 3 | 1 | 7 |
| 2. Krötenart | 26 | 11 | 30 | 4 | |
| 3. Himmelstrichtung | 2 | 42 | 13 | 5 | 17 19 |
| 4. Blütenfeim | 34 | 59 | 32 | 12 | 9 |
| 5. Römischer Feldherr | 29 | 6 | 20 | 16 | 35 41 |
| 6. Böhmisches Grenzgebirge | 44 | 49 | 47 | 22 | 24 52 |
| 7. Rhythmische Bewegung | 39 | 37 | 63 | 25 | |
| 8. Konserbierter Leichnam | 55 | 57 | 61 | 23 | 50 |
| 9. Vorgefügter | 33 | 34 | 31 | 8 | |
| 10. Verletzung | 27 | 54 | 11 | 53 | 40 |
| 11. Schauspieler | 15 | 18 | 43 | 46 | |
| 12. Deutsches Gebirge | 34 | 48 | 51 | 56 | |
| 13. Emsigkeit | 62 | 45 | 58 | 10 | 60 |
| 14. Augenkrankheit | 2 | 24 | 6 | 36 | |

Silbenergänzung.

- | | |
|-----------|--|
| — til — | An Stelle der Striche sollen die nachstehenden Silben |
| — teils — | derart gesetzt werden, daß dreisilbige Wörter entstehen. |
| — vil — | Von oben nach unten gelesen, nennen dann die Anfangs- |
| — pe — | und Endbuchstaben der Wörter ein Sprichwort. |
| — sti — | |
| — di — | an — e — frau — i — in — la — le — man — ne — ne — ros — |
| — mi — | sal — far — se — sis — spruch — ter — thy — tut — ur. |
| — he — | |
| — ka — | |
| — me — | |

Rösselsprung.

du	das	chen	ber	ter	te	zu	chen	das	und		
gei		weiß	al	brau	rau	al	lied		die		
ist	kauft	erst	wenn	kraft	recht	das	preis	leid	kann		
ge	bel	um	kennt	le	mut	le	dir	ju	die		
das	nur	nis	deißt	und	des	er	ben	kunst	bens	daß	gend

Verwandlung.

Im Rauchfang war ein r versteckt,
Die Farbe hab' ich gleich entdeckt.

Geheimchriftsrätsel.

DEK DEKCY DEK EDEKCE XCLL DEK
GKEKDECECLL XLD; DEK DEK EDEKCE
GKEKCE; DEK EDDEGE EDEKCE XKGL.
YDXX.

Schlüssel:

1. YKCLL Gotteshaus.
2. EDDE Stadt a. d. Mulde.
3. XKX)GK)XCEDE Stadt auf dem Eichsfelde.
4. CECECECE Höchster Berg der Alpen.

Zwei rätselhafte Gleichungen.

$\frac{1}{2} A + (B - t) + (C - o) = X.$
A = Jurist, B = Stadt in Oberfranken, C = Wärmespender; X = berühmter Geograph.
 $(A - n) + (B - t) + (C - m) + (D - r) = X.$
A = Gutschein, B = Stadt in Belgien, C = Schaf, D = durch, lateinisch; X = Beleuchtungskörper.

*

Lösungen aus dem Februarheft.

Silben-Kapsel-Spruchrätsel.

1. Baldachin (Dach).
 2. Straßenbahn (Rasse).
 3. Glieder (Lied).
 4. Kalender (Lende).
 5. Mandchurie (Chur).
 6. Kastilien (Kfi).
 7. Schwindler (Wind).
 8. Laster (Aft).
- „Nichts ist dauernd als der Wechsel.“

Rösselsprung.

Es wächst viel Brot in der Winternacht,
Weil unter dem Schnee frisch grünet die Saat;
Erst wenn im Lenz die Sonne lacht,
Spürst du, was Gutes der Winter tat.
Und deucht die Welt dir öd und leer,
Und sind die Tage dir rau und schwer,
Sei still und habe des Wandels acht,
Es wächst viel Brot in der Winternacht.
Friedrich Wilhelm Weber.

Typenrätsel.

1. Kelle.
 2. Aller.
 3. Nabel.
 4. Danae.
 5. Ebene.
 6. Leder.
 7. Adler.
 8. Baden.
 9. Glend.
 10. Raabe.
- Kandelaber.

Silbendoppeltätsel.

1. Leder.
 2. Genua.
 3. Sunderland.
 4. Ballade.
 5. Mennige.
 6. Taschentuch.
 7. Verdi.
 8. Standbild.
 9. Egoist.
 10. Weiderwand.
 11. Übermensch.
 12. Gesundheit.
 13. Kiege.
 14. Niederwald.
- „Der gesunde Menschenverstand ist der Menschheit Genie.“

Technik.

nur einige — Ingenieur.

Die Botanikerkronen

enthaltend die buntesten im verarmten Monat einsamen Einsamkeit

Die sparsamen Trinker.

Ein trinkfester Bayer sitzt gelegentlich einer Reise in einer mitteldeutschen Stadt in einem Vergnügungslokal. Nach einer Weile stiller Betrachtungen, höchstens durch wiederholtes Heben des Glases unterbrochen, sagt der Bayer zu seinem Tischnachbar:

„Dös hia is wohl a Spital?“

Der Nachbar sieht ihn erstaunt an: „Wieso?“

„No“, sagt der Bayer, „die Leut hia schluckens Bier ja tropfenweis wie Medizin.“

*

Ich lasse mein Söhnchen die gleiche Schule besuchen, in der ich seinerzeit saß. Das sollte man nicht tun.

„Na, Vater“, kommt er neulich aus der neuen Klasse heim, „du sollst mir man nochmal erzählen, wie gut du in der Schule warst! Heut hab ich auf dem vorletzten Platz deinen Namen eingekratzt gesehn.“

(Berliner Illustrirte.)

*

Lehrer: „Wie nennen wir einen Menschen, der uns die Unwahrheit sagt?“

„Einen Lügner.“

„Gut. Und einen, der die Wahrheit sagt?“

„Einen Flegel.“

*

Frau Piesemann steht in Dresden vor der Sirtinischen Madonna. „Ist das nicht ein herrliches Bild?“ wendet sich eine andere Besucherin zu ihr.

„Um — ich weiß nicht“, zuckt Frau Piesemann die Schultern, „ich hab's zu Haus überm Bett hängen, aber die Vergrößerung hier gefällt mir nicht so gut.“

(Koralle.)

*

„Ihr Puls ist sehr stockend.“

„Herr Doktor, das ist noch gar nichts gegen meine Zahlungen.“

(Frankfurter Illustrirte.)

*

„Papa, bist du mutig?“

„Ja, mein Junge. Warum fragst du das?“

„Weil ich einen Brief habe von meinem Lehrer, und er sagte, wenn du den liest, wirst du mutlos werden.“

(Hamburger Illustrirte.)

*

Der Huberbauer hat seinen Nachbar Alonsius an einem Winterabend besucht und sich, wie auf dem Lande üblich, in Anbetracht der schlechten Wege vorsorglich die Stallaterne für den Rückweg mitgebracht. Die Schnapsbuddel geht hin und her. Am nächsten Morgen bringt ein Bote dem Huberbauer einen Zettel:

„Anbei deine Stallaterne; schick mir dafür den Käfig mit dem Kanari zurück.“

(Kölnische Illustrirte.)

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: W. Debus, Düsseldorf. Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — D. A. 8500. — „Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Breite Straße 69, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte mit zweifarbigem Umschlag) 8 RM., Einzelheft 75 Pf. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. Bei Sammelbezug (mindestens 10 Exemplare) wird ein entsprechender Rabatt gewährt. — Beamte, Angestellte und Arbeiter der zu den Vereinigten Stahlwerken gehörenden Betriebe erhalten „Das Werk“ zu nachstehenden Vorzugspreisen: Hefte mit zweifarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 6 RM., Einzelheft 60 Pf.; Hefte mit einfarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 4,40 RM., Einzelheft 40 Pf., zuzüglich Porto und Verpackung. — Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrgangs werden, soweit nicht vergriffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. — Schriftleitung und Geschäftsstelle befinden sich in Düsseldorf, Breite Straße 69, wohin alle Mitteilungen zu richten sind.

Fernsprecher: Sammelnummer Ortsverkehr 102 11, Fernverkehr 102 31 (Vereinigte Stahlwerke), Nebensstelle 5 00.

Mißverständnis.

„Ihrer Frau fehlt nichts Ernstliches, Herr Lemke, aber eine kleine Angina scheint im Anmarsch zu sein!“

„Herr Doktor! Um Gottes willen! Wir haben ja schon fünf Töchter!“

*

Lilde saß am Klavier und sang laut und lange: „Wenn ich ein Vöglein wär“ —

Bruno brummte: „— und die Raß' Flügel hätt'!“ (Die Woche.)

*

Der Dame, die der berühmte Chemiker zu Tisch führte, hatte man gesagt, er habe über das Chlorophyll (das Blattgrün) gearbeitet. Also fragte die Dame, um ein gebildetes Gespräch einzuleiten, ihren Tischherren: „Sagen Sie, Herr Professor, was ist eigentlich der Unterschied zwischen Chlorophyll und Chloroform?“

Der Gelehrte erwiderte: „Es ist derselbe Unterschied wie zwischen Aspid und Vit-As.“

(Berliner Illustrirte.)

*

Natürlich hat der Große wieder am Springbrunnen gespielt und kommt nun quatschnaß und heulend zu Hause an. Der kleine Bruder weicht nicht von der Stelle, während die Mama den Großen schnell ins Bett packt und schilt: „Sei du mir man erst wieder warm geworden, dann gibt's aber gehörig hinten was drauf!“

Und so liegt er auch noch keine zehn Minuten im Bett, da stürmt das Bräderchen ins Zimmer: „Mutti, nu is er warm!“

*

In der Schule wird über Güte, Barmherzigkeit, Milde und ähnliche Begriffe gesprochen. Der Lehrer bringt ein Beispiel. „Welche Tugend übe ich“, fragt er, „wenn ich auf der Straße einen Mann sehe, der seinen Esel prügelt, und ihm das verbiete?“

„Bruderliebe“, antwortet der Schüler.

(Die Woche.)

*

„Also, Kinder, ihr habt nun gehört, was der Löwe für ein stolzes Tier ist, das sich durch Kraft und Wagemut und Angriffslust auszeichnet. Wer von euch könnte mir nun ein anderes Tier nennen, vor dem auch dieser König der Tiere Furcht hat?“

„Vor der Löwin!“ kräht eifrig der kleine Ludwig.

(Blätter vom Hause Henkel.)

*

„Nun“, fragt der Arzt, „haben Sie die Blutegel verwendet, die ich Ihnen verschrieb?“

„Ja“, erwiderte die Unschuld vom Lande, „aber es war nicht leicht; gebraten gingen sie ja noch an — aber gesalzen waren sie nich runterzukriegen.“

(Striz.)

thyssenkrupp Corporate Archives